

Inter.Vista

Magdeburger im Gespräch. Nah. Persönlich. Echt.



01/16

Stephan Michme - Franziska Hentke - Thomas Webel - Maurice Gajda
Nadja Gröschner - Frank Hengstmann - Danni Nowicki und andere

Vista noch nicht?

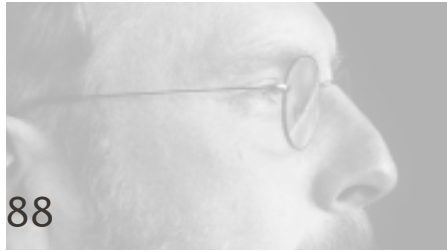
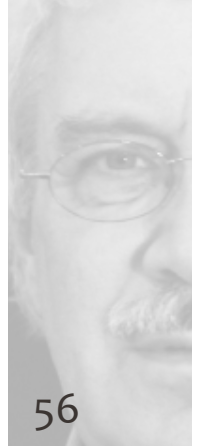
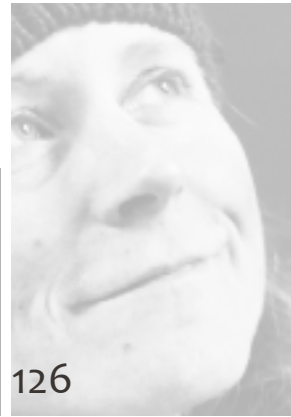
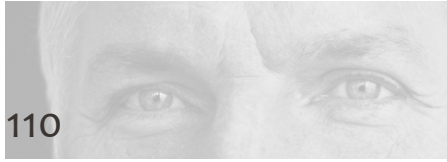
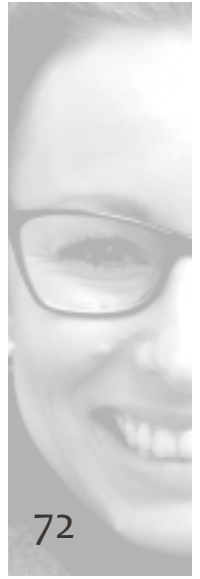
Was ist der Unterschied zwischen einer Fleischfachverkäuferin und einem Radio-DJ? Wieso müssen BMW-Fahrer zum Psychiater? Warum ist es für einen Musiker wichtig, mit sauberen Füßen auf der Bühne zu stehen? Das Leben wirft bekanntlich viele Fragen auf. Einige Antworten haben wir gefunden. Mit Neugier, Witz und Equipment machte sich die Redaktion auf die Suche nach Magdeburger »Personalities«. Ob »Ureinwohner« oder »Einwanderer«, eines verbindet sie alle: ihre innige Beziehung zur Domstadt.

Herausgekommen ist nun das erste Interviewmagazin aus Magdeburg. Unser Motto lautet: nah rangehen, genau hinschauen, gut zuhören! Das *Inter.Vista*-Team traf Zupacker, Nachdenker, Gestalter, und Otto-Normalverbraucher aus der »Ottostadt«. Und viele, die Magdeburg für einen »Underdog« halten, werden überrascht sein: der »Underdog« entpuppt sich als höchst potente, quirilige Stadt, attraktiv für Lebenskünstler, Unternehmer und Leute, die hier patente Sachen machen wollen.

Das Interviewmagazin *Inter.Vista* beansprucht mehr, als »nur« ein Projekt von Journalismus-Studenten der Hochschule Magdeburg-Stendal zu sein. Es ist auch ein Statement unserer Studenten für die Stadt, von der immer mehr sagen: *Magdeburg is the next place to be.*

Jetzt vista's!

Uwe Breitenborn



Inhalt

Stephan Michme	6	
	14	Franziska Hentke
Mathias Fangohr	20	
	26	Phillipp Müller
Frank Hengstmann	34	
	42	Nadja Gröschner
Max Grimm	48	
	56	Giselher Quast
Thomas Webel	64	
	72	Jacqueline Görke
Danni Nowicki	80	
	88	Karsten Steinmetz
Maurice Gajda	96	
	104	Tina Eicher
Ronald Westphal	110	
	120	Jan Kubon
Uta Linde	126	
	134	Redaktion



Stephan Michme

»Was sich bei mir in Bauch, Herz
und Kopf dreht.«

Michme ist Musik. Und Michme ist Magdeburg. Der 43-Jährige gehört zum Stadtbild wie das Hundertwasserhaus, die Elbe oder der Dom. *Inter.Vista* erzählt Stephan Michme, wo er sich auch blind zurecht finden würde, warum er die Radiosender *Fritz* und *Sputnik* verlassen hat und welcher Ort seine einzige Alternative zum Leben ist.

Interview und Fotos: Friederike Steemann

Bist Du ein Frühaufsteher?

Definitiv! In meiner ersten Schulbeurteilung stand: »Stephan Michme möge im Frühhort nicht immer so lebhaft sein.« Ich habe damals alle Leute, die morgens mit mir zu tun hatten, fürchterlich genervt. Heute ist es natürlich von Vorteil. Als ich noch im Morgenprogramm von *Fritz* gesendet habe, waren alle vom Team immer traurig, wenn sie bis spät in die Nacht auf Konzerten waren und dann zur Morgenschicht mussten. Ich bin einfach raus. Das ist bis heute so.

Wie lang konntest Du denn heute schlafen?

Heute konnte ich extrem ausschlafen. Für mich ist Ausschlafen bis um fünf oder um sechs Uhr. Wenn du vier Tage ab drei wach bist, dann ist fünf Uhr plötzlich total großartig.

Also ich finde selbst um fünf Uhr aufstehen niemals großartig!

Ja, ich weiß. Aber morgens um 3.13 Uhr sieht die Welt vollkommen anders aus. Wie in Zeitlupe. Manche Menschen empfinden um die Zeit normale Toilettenbesuche und Kaffee kochen als harte Aufgabe. Mir fällt es leicht.

Beim MDR arbeitest Du schon, bevor die meisten überhaupt aufstehen. Beeinflusst das Dein Privatleben?

Meine Morningshow-Karriere ist jetzt 20 Jahre alt. Das ist echt irre. Ich habe dabei immer ganz normal am sozialen Leben teilgenommen. Das muss man, denke ich, auch wenn man morgens hinter dem Mikrofon sitzt. Selbst wenn ich ein Fußballspiel nur bis zur Hälfte sehen kann.

Als Du von *Fritz* und *Sputnik* zu MDR *Sachsen-Anhalt* gewechselt bist, dachten viele: »Oh, zu *der Musik*.« Laufen denn Songs im Programm, die Du überhaupt nicht magst?

Als ich bei *MDR Sachsen-Anhalt* angefangen habe, wurde ich das sehr oft gefragt, in Interviews und auch privat. Da habe ich immer gesagt, bei *MDR Sachsen-Anhalt* laufen mehr Songs, die ich mag, als früher bei *Fritz*.

Ist das wirklich so?

Damals habe ich das gesagt, um zu schocken. Es ist aber nicht gelogen: Ich kann mich mit einem Dreiviertel aller Songs, die bei *MDR Sachsen-Anhalt* laufen, zu 1.000 Prozent identifizieren. Damit verbinde ich Geschichten und Erinnerungen. Meinen privaten Musikgeschmack hat die Musik auf *Fritz* manchmal gar nicht angesprochen. Da liefen oft Songs, die mich nicht berührten. Das Schöne an *MDR Sachsen-Anhalt* ist, dass wir Musik aus fünf Jahrzehnten spielen. Natürlich laufen da auch Songs aus den Siebziger, von denen ich kein Riesenfan bin. Aber das hatte ich bei *Fritz* mindestens dreimal die Stunde. Letztendlich ist Musik im Morgenprogramm das Werkzeug des Moderators wie Holz für einen Tischler. Der Tischler kann nicht nur mit teurem Mahagoni-Holz arbeiten, sondern muss mit allen Holzarten umgehen. So ist es auch beim Moderator mit der Musik.

Woher kam die Entscheidung, *Fritz* und *Sputnik* zu verlassen? Spielte da das Alter eine Rolle?

(Lacht) Kurz vor seinem 40. Geburtstag horcht man in sich hinein. *Fritz* ist nach wie vor die irrste, bunteste Zeit, die ich je im Radio haben durfte. Ich habe *Fritz* geliebt. Aber zehn Jahre lang bin ich am *MDR-Funk-*

haus vorbeigelaufen, weil das meine Joggingstrecke ist. Da dachte ich immer, da drüben am Hasselbachplatz wohnst du und das ist ein wirklich schönes Funkhaus, man schaut auf die Elbe, der Park ist nah. Warum kannst du hier eigentlich nicht arbeiten? Und just in dem Moment, als für mich persönlich der Absprung klar war, rief der MDR mich an. Und dann ging es los. Witzig ist, dass mittlerweile mehr junge Leute im Morningshow-Team bei MDR Sachsen-Anhalt arbeiten, als ich es in der Fritz-Redaktion wahrgenommen habe.



Du bist in Magdeburg geboren und warst zwischendurch fast zehn Jahre weg. Jetzt bist Du wieder da. Was hält Dich hier?

Ich habe hier alles. Ich habe wunderbare Erinnerungen an meine Kindheit, einen treuen Freundeskreis. Ich habe hier zwei Sportvereine, die ich über alles liebe und unterstütze. Ich habe die Arbeit. Wenn ich in Magdeburg vor die Tür trete, weiß ich, wann ich hier mit wem mein erstes Eis gegessen habe, in der Hoffnung, den ersten Kuss zu kriegen. Manchmal hat das sogar geklappt. Ich habe permanent schöne Erinnerungen, wenn ich durch die Stadt laufe.

Du warst einige Jahre in Berlin. Wie war es für Dich, aus der Großstadt zurück nach Magdeburg zu kommen?

Weißt Du, Berlin ist auch nur eine Ansammlung von Kleinstädten. Die Kreuzberger gucken komisch auf die Friedrichshainer, die Friedrichshainer versuchen Neukölln zu umschiffen und so weiter. Natürlich pulsiert da das Leben. Aber wenn du das einmal durchlaufen hast, dann ist es genauso langweilig, wie man sich ein Kleinstadtleben vorstellt. Magdeburg ist nun nicht so klein. Hier passiert viel, es ist überschaubarer und eigentlich wie ein schöner Stadtteil in Berlin. Ich habe hier alles, was ich brauche.

Was macht denn Dein Magdeburg für Dich aus?

Magdeburg ist Heimat. Ich kann hier blind durch die Stadt gehen. Ich behaupte, wenn ich morgen blind werden würde, dann wäre das zwar fürchterlich traurig, am Hasselbachplatz bräuchte ich aber nicht einmal einen Blindenhund. Das macht für mich Magdeburg aus. Es ist meine Stadt. Ich weiß, wen ich hier anrufen muss. Ich gelte als jemand, der für seine Stadt steht. Es ist meine Stadt. Ich liebe sie. Mittlerweile gibt die Stadt mir auch viel zurück und liebt mich auch ein bisschen.

Du bist in Sudenburg groß geworden. In Deinem Song *Das Gefühl bleibt* singst Du: »Für alle andern war's nur Sudenburg, für uns war es die Welt«. Wie hat sich diese Welt verändert?

In Sudenburg bin ich nicht mehr so oft. Der Fußballplatz, den ich in dem Song beschreibe, gibt es nicht mehr. Die kleinen »rumpeligen« Fußballplätze gibt es nicht mehr. Die Tore waren krumm, schief und wackelig. Sie waren teilweise mit den zerfetzten Netzen festgebunden, damit sie nicht umkippten. All die Villen, die es jetzt um die Klausener-



straße herum gibt, waren früher abgewrackt. Früher auf dem Weg zur Schule fanden wir die gruselig. Jetzt sieht man, wie schön sie eigentlich sind.

Wie siehst Du die Entwicklung von Magdeburg?

Als wir damals als *Scycs* in London bei *MTV* saßen, machten die große Augen, als wir sagten, dass wir aus Magdeburg kämen. Sie fragten: »Warum sagt ihr nicht, ihr seid aus Berlin? Das ist doch nur 100 Kilometer weit weg.« Ganz klar: Weil wir die Stadt geil finden. Magdeburg wurde kürzlich zur dynamischsten Stadt Deutschlands gewählt. Das ist toll. Der *1. FC Magdeburg* hat als Fußballverein eine so unfassbare Strahlkraft entwickelt. Sogar englische TV-Teams kommen hierher. Sie vergleichen die Magdeburger Fankultur mit der englischen. Jeder, der schon einmal in einem englischen Fußballstadion mit einer gut funktionierenden Fankultur war, der weiß, was da für eine Macht unterwegs ist. Das vergleichen die Engländer, die Erfinder der Fankultur, mit Magdeburg. Das ist doch großartig! Und der *SCM* ist mein Herzensverein. Da arbeite ich seit ein paar Jahren mit.


Du bist ja viel rumgekommen. Wie sehen Nicht-Magdeburger die Stadt?

Die meisten Menschen, die mich hier besucht haben, sagen tatsächlich: »So schön habe ich mir die Stadt gar nicht vorgestellt.« Immerhin sind wir die zweitgrünste Stadt Deutschlands! Es ist schade, dass der Breite Weg nie wieder in alter Pracht erstrahlen wird. Ein Teil der alten Häuser steht noch am Hasselbachplatz, deshalb bin ich dort so gerne. So sah einmal die ganze Stadt aus. Das ist das Glück von Halle: Dort ist die

Innenstadt im Krieg stehen geblieben. Die Hallenser halten uns auch immer vor, dass wir keine schöne Innenstadt hätten. Da sage ich immer: »Ihr habt auch nicht zigtausend Tonnen Bomben auf die Nase gekriegt.«

Wo siehst Du Dich als Rentner? Immer noch an der Elbe?

Es gäbe einen Platz, für den ich mein Magdeburg verlassen würde. Das ist Hiddensee. Wenn es irgendwann finanziell und logistisch möglich wäre, dort ein kleines Häuschen zu haben, wäre ich wohl weg. Ansonsten sehe ich mich hier. Ich freue mich schon darauf alt zu sein, weil ich gemerkt habe, dass das eine gewisse Ruhe und Gelassenheit mit sich bringt.



EINEN SONG ZWANZIG
MAL Hintereinander
HÖREN UND DABEI
GAR NICHT MERKEN,
WIE DIE ZEIT VERGEHT.

Du hast an der Otto-von-Guericke-Universität Germanistik und Sportwissenschaften studiert, wolltest eigentlich Lehrer werden. Hast Du es jemals bereut, das Studium abgebrochen zu haben und zum Radio gegangen zu sein?

Nein! Ehrlich gesagt war das die geilste Idee meines Lebens. Wie mutig ich damals war, habe ich erst hinterher begriffen. Freunde haben gesagt, ich solle das Studium zu Ende machen. Doch da war ich schon zu tief in den Wunsch abgedriftet, irgendetwas mit Musik machen zu wollen. Radio schien mir der beste Nebenjob dafür (*lacht*). Es ist alles super, so wie es gelaufen ist.

Die Leben von Dir und Deinem Bruder Tom sind eng miteinander verknüpft. Ihr wart in den Neunzigern zusammen in der Band Scycs, führt heute gemeinsam das Label Heartdisco. Hattet ihr immer eine gute Beziehung zueinander?

Klar gab es mal Stress zwischen uns. Wir haben uns früher ein Zimmer teilen müssen. Es gab immer eine unordentliche Seite, das war meine. Es mag sein, dass es daran liegt, dass wir eine Art »falsche Zwillinge« sind. Denen sagt man eine enge Verbindung nach. Wir sind vom Alter nur elf Monate auseinander und haben immer alles zusammen gemacht.

Macht die Tatsache, dass ihr Brüder seid, die Zusammenarbeit einfacher oder schwieriger?

Beides! Es ist schwieriger, dem anderen zu sagen, dass er falsch liegt, weil man ihn in Schutz nehmen will. Leichter ist, dass du dem anderen an der Nasenspitze ansiehst, wie es ihm geht. Ich glaube, am Ende des Tages ist es mehr Positives.

Wer oder was ist – neben Deinem Bruder Tom – eine Konstante in Deinem Leben?

Musik. Sport. Frauen (*schmunzelt*). Meine Freunde. Ich glaube, es ist das Bestreben, Dinge ständig zu hinterfragen: Ist es genug, was du gemacht hast oder geht hier irgend-etwas besser? Das hat mich gut bis hierhin gebracht.

Du bist Moderator bei MDR Sachsen-Anhalt, Musiker, Fußballer, manchmal DJ. Was machst Du, wenn Du frei hast?

Wenig reden. Alle Filme dieser Welt gucken und alle guten Serien. Ich höre wahnsinnig viel Musik. Ich habe angefangen, mir alles,

was ich gut finde, auf Vinyl zu kaufen. Eigentlich wollte ich das erst mit 50 oder 60 machen.

Vervollständige den Satz: Ein Leben ohne Musik ist ...

... nicht vorstellbar! Nicht möglich! Absoluter Schwachsinn!

Wann hast Du zuletzt ein Mixtape geschenkt bekommen?

Das kann ich gar nicht sagen. Vielleicht vor vier Jahren?

Ist das ein Anzeichen dafür, dass man heute eher Spotify-Playlists verschickt?

Nein! Ich glaube, dass Leute Angst haben, mir solche Playlists zu schicken. Weil ich als Musiknerd gelte. Ich weiß gar nicht, ob ich mir eine schicken würde. Ich erstelle noch Mixtapes und verschenke sie zu Geburtstagen. Es gibt Leute, die wollen nichts anderes außer eine geile Musiksammlung!



HIER PASSIERT VIEL,
ES IST ÜBERSCHAU-
BARER UND WIE EIN
SCHÖNER STADTTEIL
IN BERLIN.

Du bist Jury-Sprecher beim SWM-Talent-Verstärker. Was würdest Du Dir für den musikalischen Nachwuchs der Stadt wünschen?

Musik ist mittlerweile eine von vielen Sachen, die man machen kann, wenn man jung ist. Ich würde mir wünschen, dass viele Musik wieder so fühlen und so geflasht sind wie ich. So begeistert zu sein, ein Kribbeln auf

der Haut zu spüren. Einen Song zwanzig Mal hintereinander hören und dabei gar nicht merken, wie die Zeit vergeht. Ich würde mir wünschen, dass dieses Virus viele erfasst.

Wenn Du selbst Konzerte machst, wohin möchtest Du Deine Zuhörer mitnehmen?

Ich will sie anstoßen nachzudenken, zu träumen, loszulassen. Einmal durch's »Michme-Universum«. Was sich bei mir irgendwie in Bauch, Herz und Kopf hin- und herdreht. Einmal mitnehmen, wieder rauslassen und dann sollen sie schauen, was sie damit anfangen.



Ich habe gehört, dass es dieses Jahr eine neue Michme-Platte gibt. Was kannst Du darüber schon verraten?

Die wird geil (*grinst!*)! Wir sind jetzt gerade bei einem Test-Produzenten. Ich hoffe, dass das Weihnachtskonzert dieses Jahr gleichzeitig das Release-Konzert für die Platte wird.

Vista.schon?

Stephan Michme, Jahrgang 1972, ist in Magdeburg geboren. Anfang der Neunziger gründete er die Rockband Scycs. Der größte Charterfolg war der Song *Next November*, mit dem die Band auch bei der RTL-Serie *Unter uns* auftrat. Michme absolvierte sein Volontariat bei Radio SAW, wechselte 1998 zu Fritz nach Potsdam und moderierte unter anderem die *Radiofritzen am Morgen*. Nach einiger Zeit bei Sputnik ist er seit 2011 Moderator bei *Guten Morgen Sachsen-Anhalt* vom MDR. Musikalisch ist er als Michme unterwegs und hat bereits drei CDs herausgebracht. Gemeinsam mit seinem Bruder Tom Michme betreibt er das Label *Heartdisco*. Er spielt Fußball in der Alten-Herren-Mannschaft des MSV Börde und ist Hallensprecher vom SC Magdeburg.



Franziska Hentke

»Plötzlich war ich da.«

Seit 1996 ist der Schwimmsport nicht mehr aus dem Leben von Franziska Hentke wegzudenken. Von der sogenannten »Trainingsweltmeisterin« schaffte die 26-Jährige kürzlich den Sprung auf das Siegereppchen bei der Kurzbahneuropameisterschaft in Israel. Für ihre Paradedisziplin, 200 Meter Schmetterling, trainiert sie täglich in der Elbeschwimmhalle in Magdeburg. Mit *Inter.Vista* sprach sie über ihr Leben als Profisportlerin, Erfolgsdruck und das große Ziel, an den Olympischen Spielen in Rio teilzunehmen.

Interview und Fotos: Maria Bachmann

Franziska, wo hängt Deine EM-Goldmedaille jetzt?

Meine Eltern schenkten mir vor zwei Jahren zu Weihnachten einen Medaillenrahmen und darin hängen alle meine wichtigen Medaillen. Dort hat auch die goldene einen Platz gefunden.

Wie sehen die letzten fünf Minuten vor einem Wettkampf aus?

International muss man 20 Minuten vor Beginn des Wettkampfes in einem »Callroom« sein. Dort werden der Anzug und auch die Badekappe gecheckt. Dann erwärmst du dich noch einmal, konzentrierst dich, gehst das Rennen durch. Eigentlich macht jeder eher sein eigenes Ding. Bei den Männern ist das ein wenig anders, glaube ich. Da ist der Konkurrenzkampf stärker. Aber bei den Frauen, zumindest auf meiner Strecke, ist jeder für sich. Viele hören auch Musik vor einem Wettkampf. Das kann ich gar nicht. Das macht mich total verrückt.



**ERFOLGE LASSEN
MICH DAS HARTE
TRAINING VERGESSEN.**

Wie sieht ein ganz normaler Tag bei Dir aus?

Ich stehe um 5.50 Uhr auf und bin schon um halb sieben am Beckenrand. Anschließend beginnen wir mit einer halben Stunde Erwärmung. Von 7 bis 9 Uhr gehen wir ins Wasser. Danach folgen 20 Minuten Nachbereitung, also Lockerung und Ausdehnen. Von da an habe ich bis ungefähr 15 Uhr Freizeit. Währenddessen habe ich

Massagen, Sponsorentermine oder psychologische Termine. Danach geht es weiter mit Krafttraining, bis es um 17 Uhr noch einmal für zwei Stunden ins Wasser geht. Abschließend wieder Nachbereitung und dann ist es auch schon halb acht. Danach gehe ich nach Hause, esse, sehe fern und schlafe.

Bleibt da trotzdem noch Zeit für Hobbys?

So viel Zeit bleibt nicht, weil ich die Zeit hauptsächlich zum Regenerieren nutze. Ich liege dann auf dem Sofa und tue nichts. Ich schlafe viel. Mein Freundeskreis ist fast ausschließlich auf den Kreis meiner Trainingsgruppe beschränkt. Da sind auch viele Schüler und Studenten dabei. Am Wochenende gehen wir gerne mal ins Kino.

Wie motivierst Du Dich jeden Tag, um zu trainieren?

Ich arbeite jedes Jahr auf den Höhepunkt hin. Letztes Jahr war es die WM in Kasan, davor die EM in Berlin und dieses Jahr sind es die Olympischen Spiele. Das habe ich jeden Tag vor Augen. Ich habe auch seit zwei Monaten »Rio 2016« auf meinem Auto stehen. Damit komme ich um diesen Gedanken gar nicht mehr herum.

Du weißt schon, dass Du fährst?

Die eigentliche Qualifikation ist im Mai bei den Deutschen Meisterschaften. Ich bin seit diesem Jahr im Eliteteam des deutschen Schwimmverbands. Wir sind insgesamt drei Schwimmer: Paul Biedermann, Marco Koch und ich. In diesem Team zu sein ist die erste Qualifikationshürde. Danach müssen wir im Juli bei einem Überprüfungswettkampf noch einmal unsere Zeit bestätigen. Es steht eigentlich erst im Juli fest, ob wir bei den Olympischen Spielen starten dürfen.



Wie gehst Du mit der Aufregung vor großen Wettkämpfen um?

Für solche Momente ist auch die psychologische Betreuung da. Vor großen Wettkämpfen arbeite ich intensiver mit meiner Psychologin zusammen. Wenn ich an die Olympischen Spiele denke, ist die Aufregung wahrscheinlich anders als beispielsweise bei einer Weltmeisterschaft. Man muss versuchen, das mit Routine zu überdecken. Wenn man bei großen Wettkämpfen schon oft gestartet ist, weiß man, was auf einen zukommt. Aber wie es bei den Olympischen Spielen ist, kann ich leider noch nicht sagen (*lacht*).

Du hast die Medaillen bei der WM knapp verpasst. Wie bist Du damit umgegangen?

Ich bin zur WM gefahren mit einer Weltjahresbestzeit und dem deutschen

Rekord. Ich hatte einen gewissen Anspruch und habe mir selbst Druck gemacht. Ich wusste, dass eine Medaille möglich gewesen wäre. Der größte Druck kam aber eher von außen. Ich kam wie Phönix aus der Asche. Auf meiner Strecke schwimme ich schon immer vorn, aber die Zeiten waren nie so, dass es international zu irgendetwas gereicht hat. Plötzlich war ich da. Ich bin Bestzeiten geschwommen, war eine Medaillenhoffnung für Deutschland. Das war schon ungewohnt. Vorher wirst du nie beachtet und plötzlich will jeder etwas von dir. Mir war bewusst, dass ich nicht die Trainingsform wie zu Zeiten des Deutschen Rekords hatte. Das hat mich verunsichert. Ich glaube, das ist mir letztes Jahr bei der WM ein bisschen auf die Füße gefallen. Das letzte Stück, was fehlte, war Kopfsache. Im ersten Moment war es eine riesige Enttäuschung. Nach ein paar Tagen habe ich mich trotzdem gefreut. Mein Saisonziel war es, bei der WM das Finale zu erreichen. Das habe ich geschafft. Daher kann ich sagen, dass ein vierter Platz in der Weltrangliste auch nicht so schlecht ist (*lacht*). Meine Weltjahresbestzeit bestand immer noch.

Gibt es Tage, an denen Du keine Lust hast, ins Wasser zu gehen?

Ja. Die sollten natürlich nicht zu oft vorkommen. Gerade im Moment ist es manchmal qualvoll. Das sind Tage, an denen ich einfach kaputt bin. Aber dann denke ich an mein Ziel in Rio. Das motiviert mich, weiter zu trainieren. Erfolge lassen mich das harte Training vergessen.

Für Deine Wettkämpfe reist Du durch die Welt. Welcher Ort war für Dich am beeindruckendsten?

Ich war drei Mal beim Weltcup in Singapur. Da würde ich gerne noch einmal hinreisen. Denn während der Wettkämpfe sieht man einfach nicht viel von der Stadt. Wir fahren vom Hotel zur Halle und wieder zurück. Da ist keine Zeit für Sightseeing. Der Wettkampf steht im Fokus und wenn dieser Sonntagabend zu Ende ist, geht es auch gleich zurück nach Deutschland. Daher bekommt man von den Ländern und Städten, die wir besuchen, leider nicht viel mit.



**JEDER QUÄLT SICH,
JEDER HAT NIEDER-
LAGEN, JEDER HAT
ERFOLGE.**

Bleibt trotz des Trainings und der Wettkämpfe noch Zeit für Urlaub?

Ich bin bei der Bundeswehr angestellt und da haben wir ganz normale Urlaubstage. Aber in den letzten 365 Tagen habe ich nicht einen davon genommen. Im Normalfall haben wir nach dem Höhepunkt im Sommer drei Wochen Pause. Da jedoch meine Entwicklung in den letzten Jahren so gut war, dass es realistisch ist, in Rio eine Medaille zu gewinnen, trainiere ich seit Sommer 2014 durchgängig. Mein letzter Urlaub war eine Kreuzfahrt über Helsinki, Tallinn, Stockholm und St. Petersburg mit meiner Mutti.

Denkst Du schon manchmal an die Schwimmer-Rente?

Das ist eine schwierige Frage. Man soll ja aufhören, wenn es am schönsten ist. Aber momentan kann ich mir das nicht vorstellen. Sollte ich wirklich in Rio Gold gewinnen,

könnte ich vielleicht sagen, dass ich aufhöre. Aber bei jeder anderen Platzierung würde ich das nicht tun. Im nächsten Jahr ist wieder eine Weltmeisterschaft. Diese Medaille hätte ich ganz gern. Nach meiner Schwimmer-Karriere könnte ich theoretisch bei der Bundeswehr weiterarbeiten.

Gibt es für Dich die Option, als Trainerin zu arbeiten?

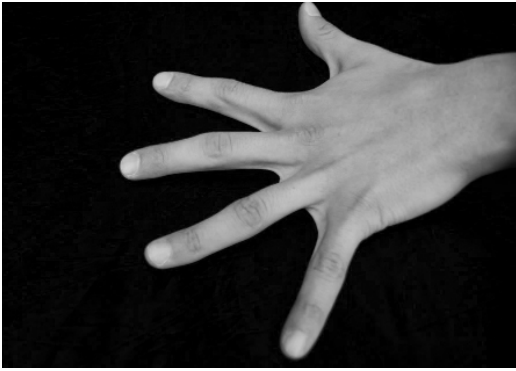
Nein, nicht unbedingt. Schwimmen ist eine der härtesten Sportarten überhaupt. Ich könnte nie jemanden so quälen, wie ich jetzt gequält werde. Es ist vielleicht übertrieben, aber ich weiß einfach, wie scheißhart das ist. Ich könnte das anderen Leuten nicht zumuten.

Mit welcher Trainermentalität kommst Du denn am besten klar?

Ich hatte schon jede Art, von tiefenentspannt bis total überdreht. Eine Mischung aus beiden ist ganz gut. Es ist schwierig, einen Trainer zu haben, der nichts macht, nur herumsitzt und keine Emotionen zeigt. Er muss Motivation und Anspannung vermitteln. Andererseits will ich keinen Trainer haben, der nur dasteht und schreit. Ich hasse es, mit meinem Trainer Stress zu haben. Dann fühle ich mich nicht wohl. Meistens hat man Streit und am nächsten Tag ist alles wieder gut. Oftmals ist es dann so, dass ich mich schuldig fühle, obwohl ich hundertprozentig weiß, dass ich nicht schuld bin. Da habe ich ein ungutes Gefühl.

Würdest Du heute noch einmal zu einem »normalen« Job wechseln wollen?

Ich habe eine Ausbildung zur Bürokauffrau bei *envia.M* gemacht. Aber in diesem Beruf will ich nicht arbeiten. Nach der Schule



brauchte ich etwas, um weiter schwimmen zu können. Das konnte ich mit dem Beruf ganz gut vereinbaren: Morgens trainieren, dann zur Arbeit und danach wieder zum Training fahren. In der allergrößten Not würde ich auch wieder zu diesem Beruf zurückkehren. Aber nicht ein Leben lang.

Gehörst Du schon zur Magdeburger Prominenz und wirst auf der Straße angesprochen?

Seit der WM wurde es mehr. Aber viele trauen sich nicht, mich anzusprechen. Ich merke aber, dass die Leute gucken und sich umdrehen. Ich muss lernen, mit diesem Gefühl umzugehen. Auch ich selbst war immer sportbegeistert und habe im Fernsehen den Wintersport verfolgt. Ich fragte mich damals schon, wie es sein muss, so präsent zu sein. Ich war in den Medien noch nicht so häufig zu sehen, dass mich jeder kennen müsste. Aber es gibt auch Menschen, die erzählen mir gleich ihre Lebensgeschichte. Ich stehe dann da und habe das Gefühl, ich müsste sie kennen. Das ist zwar schön, aber auch sehr ungewohnt.

Welche Reporterfragen nerven am meisten?

»Woran hat es denn gelegen?« – diese Frage hasse ich. So wie bei der Weltmeisterschaft: Ich kam aus dem Wasser, war enttäuscht,

völlig außer Atem und die erste Frage des Reporters war: »Woran lag es denn?« Ich hatte das Rennen nicht gesehen und konnte doch nicht ad hoc sagen, woran es lag. Selbst als Zweitplatzierte muss ich mich rechtfertigen und entschuldigen, dass es nicht für Gold gereicht hat. Daran sieht man, dass eigentlich nur Medaillen zählen.

Welches Buch liest Du im Moment?

28 Tage. Ich muss sagen, ich bin eigentlich nicht sehr geschichtsinteressiert, aber das Buch hat mich gepackt. Es spielt in Polen während des Zweiten Weltkriegs und thematisiert die Anschläge und Schmutzgeleien. Wenn ich ein Buch lese, dann ist es oft eines aus den Bestsellerlisten. Das war ein *Spiegel*-Bestseller. Ich lese aber auch Biografien, meistens von Sportlern. Die Biografien halfen mir, mit dem plötzlichen Erfolg umzugehen. Ich war gepackt von der Biografie von Matthias Steiner. Zum Beispiel die Geschichte vom Tod seiner Frau vor den Olympischen Spielen hat mich berührt. Aber letztendlich sind alle Sportlerbiografien gleich. Jeder quält sich, jeder hat Niederlagen, jeder hat Erfolg.

Vista.schon?

Franziska Hentke ist 1989 geboren. Seit 2009 trainiert die ausgebildete Bürokauffrau beim SCM in Magdeburg und gehört zur Schwimmelite Deutschlands. Im Dezember 2015 wurde sie Europameisterin über 200 Meter Schmetterling. Ihr nächstes großes Ziel ist eine Platzierung bei den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro.



Mathias Fangohr

»Wir müssen selbst für unsere Rechte kämpfen, jemand anderes tut es nicht.«

Dass Magdeburg eine bunte und vielfältige Stadt ist, hat sie auch Mathias Fangohr zu verdanken. Der Magdeburger setzt sich mit seinem Verein *CSD Magdeburg e.V.* (Christopher Street Day) für die Rechte von Homosexuellen ein und stand für sein Engagement 2014 sogar schon auf der Liste der »Magdeburger des Jahres« (jährlich von der Zeitung *Volksstimme* gekürt). Der 37-Jährige kämpft für ein tolerantes Miteinander und hat vor kurzem eine Entscheidung getroffen, die auch sein Privatleben verändert hat.

Interview: Corinne Plaga
Fotos: Corinne Plaga und Miriam Bade

Herr Fangohr, Sie haben einen Flüchtling bei sich Zuhause aufgenommen. Wie kam es dazu?

Ich bin seit vielen Jahren aktiv im *CSD Magdeburg e.V.* und habe den Verein mitgegründet. Im November letzten Jahres erhielten wir vom Berliner *Quarteera e.V.* einen Hilferuf. Der Verein kümmert sich um russischsprachige Flüchtlinge, die wegen ihrer Sexualität aus ihrem Heimatland fliehen mussten. Ein junger, schwuler Mann aus Russland suchte dringend eine Bleibe in Magdeburg. Wir haben sofort Kontakt mit Jewgenij aufgenommen und uns getroffen. Schnell war klar: Er will nicht mehr zurück in seine Gemeinschaftsunterkunft. Dort wurde er mit dem Messer bedroht, geschlagen und bestohlen wegen seiner Homosexualität. Er hatte sich seinem Mitbewohner anvertraut, doch der hatte ihn verraten.



VIELE HOMOSEXUELLE
FLÜCHTLINGE
VERSTECKEN SICH
UND SAGEN LIEBER GAR
NICHTS.

Das klingt furchtbar. Wie ging es dann weiter?

Mein Mann und ich hatten uns kurz zuvor ein Haus gekauft, dort hatten wir eine freie Gästewohnung. Wir haben Jewgenij angeboten, bei uns zu wohnen. Dort hat er seinen eigenen Raum, seinen Eingang, er kann sich endlich zurückziehen und vor allem wieder zu sich selbst finden, nach all den schrecklichen Dingen, die er erlebt hat. Viele homosexuelle Flüchtlinge verstecken sich und sagen lieber

gar nichts, besonders nicht den Behörden, weil sie sehr schlechte Erfahrungen gemacht haben. Auch in ihren Heimatländern. Es ist reiner Selbstschutz.

Lief der Umzug reibungslos ab? Wie haben die Behörden reagiert?

Zunächst einmal haben wir seine Sachen aus der Flüchtlingsunterkunft geholt. Wir haben einen Antrag für ihn beim zuständigen Amt gestellt, seine missliche Situation erklärt, doch dort hieß es zuerst, es sei ja noch nichts passiert. Da waren wir erschrocken. Muss denn erst etwas passieren? Es ging darum, jemandem Schutz zu gewähren, der schutzbedürftig ist. Nach drei Wochen hat es dann endlich geklappt, bis dahin hatten wir ihn quasi illegal bei uns untergebracht. Geholfen hat am Ende das psychologische Gutachten, in dem steht, welche traumatischen Erlebnisse er hatte: von Entführung bis Prügel. In Russland hatte er sogar eine Anzeige am Hals wegen Verstoßes gegen das sogenannte Homosexuellen-Propagandagesetz. Mittlerweile sind die deutschen Behörden dankbar, wenn Privatleute Zimmer anbieten, weil die Kapazitäten knapp werden. Vor einem Jahr war es noch anders. Da mussten erstmal alle in eine Gemeinschaftsunterkunft. Da ging kein Weg dran vorbei.

Wurden Sie selbst nach Ihrem Outing damals mit Anfeindungen konfrontiert?

Ich bin in einem Dorf nahe Gardelegen aufgewachsen und mir war eigentlich schon mit 15 klar, was los ist. Ich habe aber nie darüber geredet. Während meiner Ausbildung zum Restaurantfachmann in Gifhorn wurde ich eigenständig und selbstbewusster. Dort lernte ich auch meinen ersten Freund kennen. Ich habe ihn dann meinen Eltern vorgestellt



und die erste Reaktion war: »Ach, das haben wir uns schon gedacht!« Das fand ich toll, wie locker sie es aufgenommen haben, selbst meine Oma hat super reagiert. Ich hätte das nie erwartet. Ich bin immer sehr selbstbewusst mit meiner Homosexualität umgegangen und habe den Leuten damit den Wind aus den Segeln genommen. Glücklicherweise wurde ich persönlich nie

angefeindet. Wenn mich jemand fragt: »Bist du schwul?«, dann antworte ich: »Ja, hast du ein Problem damit?« Wenn man offensiv damit umgeht, macht man sich weniger angreifbar.

Wie kam es zum Engagement in der Schwulen- und Lesbencommunity?

Ich habe mich schon früh politisch engagiert, seit 1999 bin ich Mitglied bei Bündnis 90/Die Grünen. Das war damals die einzige Partei, die sehr authentisch für die Rechte von Schwulen eingetreten ist. Ich habe beim (Christopher Street Day) CSD in Braunschweig Volker Beck kennengelernt. Da ging die Politisierung los. Ich war dann drei Jahre in Norwegen, kam zurück und habe mein Studium 2011 abgeschlossen. Es entstanden erste Kontakte zum *Lesben- und Schwulenverband* in Sachsen-Anhalt und ich habe Veranstaltungen wie den CSD mitorganisiert. Der erste CSD fand 2001 in Magdeburg statt. Da haben wir noch für das Lebenspartnerschaftsgesetz gekämpft. Das haben wir erreicht, es war besser als nichts, aber doch nur ein Zwischenschritt. 2011 habe ich den *CSD Magdeburg e.V.* als Unterverein des *LSVD* mitgegründet, um für unsere Rechte und die Gleichstellung zu kämpfen.

Apropos Gleichstellung: Magdeburgs Oberbürgermeister Lutz Trümper, mittlerweile parteilos, war nie ein großer Fan des CSD. Zumindest hat er es mehrfach abgelehnt, die Schirmherrschaft zu übernehmen. Dafür hat ihm das Magazin *queer.de* 2011 die sogenannte »Homo-gurke« verliehen.

Ich denke, ihm ging es wie vielen anderen: Er hatte extreme Berührungängste mit

dem Thema. Aber gerade als Stadtoberhaupt sollte man doch alle Bürger vertreten. Magdeburg ist vielfältig und bunt in allen Bereichen. Er wurde zehn Mal gefragt, ob er die Schirmherrschaft für den CSD übernimmt. Er hat immer abgelehnt. Das verursachte sogar Ärger in der eigenen Fraktion. Er hätte ein Zeichen setzen können.

Werfen Sie Trümper Homophobie vor?

Nein, soweit würde ich nicht gehen. Mittlerweile konnten wir die Distanz auch etwas abbauen. Er hat 2015 erstmalig ein Grußwort für den CSD geschrieben. Wir reden mittlerweile offener miteinander, aber die Schirmherrschaft wird er wohl trotzdem vorerst nicht übernehmen.



Trotzdem sehen Sie Erfolge, was den CSD in Magdeburg angeht?

Ja, 2015 kamen rund 1.000 Menschen zu der Veranstaltung am Alten Markt. Die Regenbogenfahne wurde am Rathaus gehisst. Alle Fraktionen stehen hinter uns. Mittlerweile gibt es auch einen Ansprechpartner in der Stadtverwaltung für homosexuelle Flüchtlinge sowie Fortbildungen für die Mitarbeiter, um sie für die Themen Homophobie und Transphobie zu sensibilisieren. Dazu haben wir auch einen Aktionsplan mit der Landesregierung erarbeitet. Es ist ein Riesenerfolg, dass wir jetzt wahrgenommen werden, dass

man uns anfragt, uns als ernstem Ansprechpartner sieht. Wenn die Politik hinter uns steht, haben wir schon viel erreicht. Es gibt aber immer noch viele Missstände, gerade beim Thema Flüchtlinge. Wir müssen selbst für unsere Rechte kämpfen, jemand anderes tut es nicht. Ich werde manchmal gefragt, ob wir denn überhaupt noch den CSD brauchen. Ja, natürlich. Es gibt leider noch zu viel Diskriminierung in allen Bereichen, ob in der Schule oder am Arbeitsplatz. Das wird auch 2016 ein großes Thema sein beim CSD.

Sie lebten lange in Norwegen. Sind die Menschen dort toleranter als die Deutschen?

Norwegen war eines der ersten Länder, das die Öffnung der Ehe einführte. Ich hatte das Gefühl, das Thema Homosexualität spielt einfach keine Rolle, es ist normal. Dort gibt es auch keine große Schwulenszene, die Bars sind eher gemischt. Im Fernsehen lief sogar ein Werbespot für ein homosexuelles Beratungstelefon. Das hat mich schon sehr beeindruckt. Es wird selbstverständlicher mit dem Thema umgegangen.

Homophobie zeigt sich oft eher unterschwellig. Das fängt schon damit an, dass das Wort »schwul« für viele ein Schimpfwort ist.

Für mich ist »schwul« positiv besetzt, das ist eine Frage der Aufklärung. Schwul muss nicht automatisch negativ sein. Wir drehen den Spieß einfach um. Das geht schon im Kindergarten los. Ich bin Diplom-Sozialpädagoge und ein kleiner Junge sagte mal: »Der ist schwul.« Ich meinte zu ihm: »Na und, ist doch nicht schlimm.« Da hat es »Klick« gemacht bei ihm. Und dann war es einfach gar kein Thema mehr. Dahin müssen wir kommen. Wenn wir den Kindern



Toleranz vorleben, werden sie später weniger Vorurteile haben. Wir müssen ihnen mitgeben, dass es ganz egal ist, welche Sexualität man hat. Wir sind alle gleich.

Warum leben Sie gerne in Magdeburg? Was gefällt Ihnen weniger?

Magdeburg hat sich nach der Wende gut entwickelt und muss sich nicht verstecken. Viele haben immer noch Vorurteile, weil sie die Stadt nicht kennen. Doch ich freue mich immer, wenn Besucher oder Neu-Magdeburger entdecken, wie schön es hier sein kann. Man hätte damals allerdings vieles planerisch besser machen können, zum Beispiel die Elbpromenade. Schauen wir mal nach Köln, das hätte man hier auch umsetzen können. Man hätte eine tolle Flaniermeile mit kleinen Läden errichten können, mehr Flair schaffen können, stattdessen hat man sich für große Einkaufscenter entschieden. Das finde ich schade.

Wo ist Ihr Lieblingsort?

Ich liebe den Stadtpark Rotehorn, die grüne Lunge Magdeburgs. Überhaupt kann man mit dem Rad von Nord nach Süd komplett durchs Grüne fahren, das ist herrlich. Ich liebe auch das Gründerzeitviertel, die Hegelstraße und Stadtfeld mit seinen schönen sanierten Häusern.

Ja, in Magdeburg kann man sich wohlfühlen. Wie geht es eigentlich Ihrem neuen Mitbewohner heute?

Er hat einen Sprachkurs gemacht und kann mittlerweile ganz gut Deutsch. Es geht ihm sehr gut. Kurz gesagt: Er ist ein Familienmitglied geworden.

Die Hilfe hat sich also gelohnt.

Ja, man muss sich doch nur mal in die Menschen hineinversetzen. Uns geht es doch gut in Deutschland. Aber wir sollten nicht zögern, auch von unserem Wohlstand etwas abzugeben. Niemand flieht ohne Grund aus seinem Heimatland. Wir sollten alle offen auf die Menschen zugehen und nicht mit Distanz durchs Leben gehen. Manchmal kann auch schon ein Lächeln helfen.

Vista.schon?

Mathias Fangohr, Jahrgang 1978, arbeitet als Referent für die Landtagsabgeordnete Dorothea Frederking von Bündnis 90/Die Grünen. Seit vielen Jahren engagiert sich der Magdeburger für die Rechte von Homosexuellen.

Phillipp Müller

»Ich bin kein Fan von halben Sachen. Wenn ich etwas mache, dann richtig.«

Phillipp Müller hat Benzin im Blut. Schon als Kind brettete er über die Rennstrecken Deutschlands. Heute ist der 28-Jährige ein erfolgreicher Geschäftsmann. Vor sieben Jahren gründete er *Motion Drive* und vermietet seitdem europaweit Luxusportwagen an waghalsige Rentner und normale Bürger. Was er an Magdeburg liebt, wie die Umweltbewegung Einfluss auf sein Geschäft nimmt und was ein Rennsimulator an Vorzügen bereithält, erzählt der Autoliebhaber im Gespräch mit *Inter.Vista*.

Interview und Fotos: Sarah Götz



Welches Auto fahren Sie privat? Einen Lamborghini oder einen Porsche?

(Lacht) Keines davon. Ich fahre einen Dienstwagen von BMW, der ist günstiger. Im Gegensatz zu unseren Mietfahrzeugen ist das ein Diesel. Ich besitze aber eine rote Corvette von Chevrolet, mein »Schätzchen«. Das war ein Traum, den ich mir erfüllt habe. Ich fahre damit zwei, drei Mal im Jahr bei schönem Wetter. Für mehr habe ich leider nicht die Zeit, aber ab und zu nehmen wir sie auch mal mit auf ein Event.

Was haben Sie studiert, und wo?

Ich habe Wirtschaftsingenieurwesen mit der Fachrichtung Maschinenbau studiert, zuerst an der Otto-von-Guericke-Universität, dann an der Hochschule Magdeburg-Stendal.

Warum haben Sie das Studium abgebrochen?

Ich wollte mich selbst verwirklichen. Ich wollte meine Geschäftsidee *Motion Drive* in die Tat umsetzen. Komplett aufgehört zu studieren habe ich aber nicht, ich bin berufsbegleitend zu Betriebswirtschaftslehre gewechselt. Irgendwann kam das schlechte Gewissen. Der Betrieb ist schneller gewachsen, als ich mir das vorstellen konnte. Mittlerweile habe ich meine Bachelorarbeit geschrieben. Sie muss noch überarbeitet werden, aber sie ist fertig geschrieben.

Warum wollen Sie gerade in Magdeburg Luxusautos vermieten?

Magdeburg war eine Marktlücke. Es gab keine Konkurrenten, niemand machte etwas



Ähnliches. Ursprünglich war ich mit einer anderen Idee selbstständig. Daraus habe ich den Gewinn genommen und mir meinen ersten Porsche gekauft. Nach Feierabend habe ich den zusammen mit einem Kumpel aufgebaut. Daraufhin entstand die Nachfrage nach solchen Autos und ich hatte die Idee, das professionell aufzuziehen.



Sie sind als Kind erfolgreich Kartrennen gefahren. Fahren Sie immer noch?

Nein. Als Team-Event mit der Firma ist das eine feine Sache, aber professionell fahre ich nicht mehr. Ich würde gerne, aber es übersteigt meine zeitlichen und finanziellen Kapazitäten. Kartsport war damals schon sehr teuer. Es geht um mehrere 10.000 Euro, die man pro Saison bezahlen muss.

Das ist ziemlich viel Geld. Was bezahlt man davon?

Die Ersatzteile sind sehr teuer: Ein neuer Satz Reifen kostet 500 Euro, und man braucht jedes Wochenende einen neuen Satz. Man muss durch ganz Deutschland touren und braucht einen Transporter. Oft wird unterschätzt, wie teuer Motorsport ist.

Wer mietet sich ein Luxusauto? Sind das auch »normale« Bürger oder vorwiegend Besserverdienende?

Bundesweit sind wir einer der günstigeren Anbieter. Bei unseren Kunden ist jede Gruppe vertreten, vom Studenten bis zum

Rentner. Die meisten wollen sich ihren Lebensraum verwirklichen, einmal mit einem Porsche 911 oder einem Ferrari zu fahren. Natürlich gehören auch Besserverdienende und Geschäftsleute zu unseren Kunden. Bei einem Aufenthalt in Deutschland wird auch mal ein Wagen für ein, zwei Wochen gemietet.

Gibt es auch in Magdeburg eine Klientel dafür?

Es gibt zwar einen Unterschied zu München oder Stuttgart, aber auch hier ist durchaus Potential. Das dachte ich am Anfang auch nicht, aber es gibt wirklich eine passende Klientel in Magdeburg. Magdeburg ist mehr die Logistik-Zentrale.

Sie haben gerade München angesprochen. Sie haben auch einige Zeit in München gewohnt. Wieso sind Sie zurück nach Magdeburg gekommen?


Ich bin gebürtiger Magdeburger und nur für den Aufbau des neuen Standortes nach München gezogen. Zwei Mal pro Woche zu pendeln war ziemlich anstrengend, aber München ist unser zweitwichtigster Standort und ich war dort, um Starthilfe zu leisten. Das hat gut funktioniert, unser Standort München steht jetzt auf eigenen Beinen.

Vor einiger Zeit machte VW mit dem Abgaskandal Schlagzeilen. Im Gespräch waren auch Marken wie BMW und Porsche. Waren Sie besorgt wegen Ihrer Fahrzeuge?

Absolut nicht. Dabei handelte es sich um Dieselmotoren. Alle Modelle bei uns sind Benziner. Das ist komplett an uns vorbeigegangen. Wer sich bei uns ein Auto mietet, legt mehr Wert auf Fahrspaß als auf Umweltschutz.

Sie sprechen Umweltschutz an. Sie haben in Ihrem Angebot bereits ein Elektroauto. Würden Sie weitere umweltfreundlichere Fahrzeuge kaufen?

Wir haben mittlerweile neben dem Elektroauto BMW i8 auch eine Tesla-Limousine. Der BMW ist ein Hybridwagen aus Benzin- und Elektromotor. Bei der Zielgruppe, die wir ansprechen, vermarkten sich Elektrofahrzeuge generell eher schwierig. Zum richtigen Feeling gehört für viele der dröhnende Sound des Motors, der Geruch von verbrannten Abgasen und Gummi. Das hat man bei einem Elektroauto eher weniger. Deutschland hinkt da etwas hinterher, vielleicht ändert sich das noch.



ZUM RICHTIGEN
FEELING GEHÖRT FÜR
VIELE DER DRÖHNENDE
SOUND DES MOTORS,
DER GERUCH VON
VERBRANNTEN
ABGASEN UND GUMMI.

Finden diese Autos Zuspruch bei Ihren Kunden?

Es ist schwierig. Ich bin davon total überzeugt und fahre den BMW i8 mit am liebsten. Aber man verbindet Elektro noch mit Öko – langsam, langweilig, anbiedernd. Dass ein BMW i8 riesigen Fahrspaß verspricht, muss man einem passionierten Sportwagenfahrer erst einmal klarmachen. Wir setzen darauf, das Image aufzubessern und die Kunden von dem Auto zu überzeugen. Aber das wird wohl noch ein paar Jahre dauern.

Ihre Firma bietet den Rennsimulator *Motion Sim* zum Mieten und Kaufen an. Haben Sie ihn selbst entwickelt?

Nein, aber ich habe ihn weiterentwickelt. Die Idee stammt aus einem *YouTube*-Video. Dort entdeckte ich den Simulator und war sofort überzeugt. Es ist ein Fullmotion-Simulator. Er kann die Fliehkraft simulieren und in sämtliche Richtungen gesteuert werden. Wie ein echtes Fahrzeug. Ich habe die Lizenz gesichert und wir vertreiben das Gerät deutschlandweit exklusiv. Der Name *Motion Sim* passte gut in mein Konzept. Im Moment wird er vermietet oder kommt auf Events zum Einsatz.

Warum ein Simulator, wenn man auch echte Autos fahren kann? Worin besteht der Reiz?

Man kann bei schlechtem Wetter, im Winter oder zu Nachtzeiten trainieren. Wir haben auch einige Rennfahrer, die das Gerät nutzen. Sie können damit echte Rennstecken ausprobieren, was deutlich kostengünstiger ist, als sie abzufahren. Mit einem Lamborghini kann ein Tag auf der Rennstrecke 10.000 Euro kosten. Und mit unserem Simulator kostet es nur den Strom. Auf der Rennstrecke ist der Verschleiß unglaublich groß: Kupplung, Reifen und der Wertverlust des Autos. Man kalkuliert zwischen zehn und zwanzig Euro pro Kilometer.

Als Autovermieter hat man natürlich auch die Benzinpreise im Kopf. Jetzt sind die Preise so günstig wie seit elf Jahren nicht mehr. Ist das gut für Ihr Geschäft?

Das ist super für uns. Bei den Events wird der Sprit einkalkuliert, aber auch für unseren Transport. Unser Netzwerk ist europaweit und wir bringen die Autos von Standort zu



Die verschiedenen Abteilungen müssen koordiniert werden, Gespräche und Planungen sind da sehr wichtig. Die Erweiterung des Businessplans steht auch immer wieder an. Auch unsere Schwesterfirma *Motion Cars UG*, die die Wartung und Reparatur der Fahrzeuge übernimmt, muss koordiniert werden. Die Events finden am Wochenende statt, dann geht's auf die Rennstrecke, zum »Drift Training«, auf Automessen oder zu Promotions.

Trifft man Sie auch in Oschersleben auf der Rennbahn, als Fahrer oder als Zuschauer?

Beides, ich bin gerne als Zuschauer und als Fahrer da, wenn es die Zeit zulässt. Auch privat bin ich gerne auf der Rennstrecke.

Wie sieht denn ein freier Tag bei Ihnen aus?

Ein freier Tag ist bei mir mit Ausschlafen verbunden und hat meistens nichts mit Autos zu tun. Ich lese auch gern oder mache gar nichts. Ich habe einen sehr stressigen Job mit viel Verantwortung, da ist mein Alltag natürlich durchgeplant. Deshalb mache ich es in meiner Freizeit meistens so, dass ich gar nichts plane und in den Tag hineinlebe.

Haben Sie auch andere Hobbys, außer Autos und Rennen fahren?

Ich reise gerne und mache Sport. Das braucht man auch, um den Kopf frei zu bekommen. Viel mehr lässt die Zeit aber auch nicht zu. Fahrzeuge sind mein Hobby.

Welchen Sport machen Sie?

Ich spiele Tennis, obwohl es aus der Mode gekommen ist. Mein letztes Spiel ist leider schon ein paar Monate her. Ansonsten gehe ich ins Fitnessstudio und jogge.

Standort. Das macht einiges aus. Wir sind ein junges Unternehmen, es ist nicht so, dass Geld bei uns aus der Kasse sprudelt. Bei günstigen Preisen haben die Leute wieder Lust auf schnelle Autos. Das widerspricht zwar dem Umweltgedanken, aber die Leute kaufen wieder große Motoren. Das kommt uns zu Gute, da die Nachfrage höher ist.

Wie sieht ein typischer Tag bei Ihnen aus? Sind Sie auch unterwegs oder sitzen Sie den ganzen Tag am Schreibtisch?

Ich komme zwischen acht und neun Uhr in die Firma. Ein Kaffee, E-Mails und Schriftstücke lesen, Besprechungen machen.

Sie reisen gern. Haben Sie Traumziele?

Hawaii steht ganz oben auf der Liste. Dort hin zu fahren hat bisher noch nicht geklappt. Schauen wir mal.

Berühmte Eventagenturen wie Jochen Schweizer oder mydays gehören zu Ihren Kunden. Wie kam es dazu?

Ich habe damals Kooperationspartner gesucht. Beide Firmen sind immer auf der Suche nach passenden Partnern mit außergewöhnlichen Angeboten. Wir konnten deutschlandweit Standorte anbieten, das passte einfach gut zusammen. Ich habe beide Firmen schon diverse Male besucht und wir haben ein sehr gutes Vertrauensverhältnis. Es ist eine sehr angenehme Partnerschaft.

Sie haben insgesamt sechs Standorte, in ganz Deutschland verteilt. Hatten Sie von Anfang an geplant, so groß zu werden?

Definitiv. Ich bin kein Fan von halben Sachen. Wenn ich etwas mache, dann richtig. Ich finde uns noch klein, im Vergleich zu Firmen in der Autovermietungsbranche wie *Sixt*. *Sixt* ist bis heute ein Familienunternehmen, der Großteil ist in Privatbesitz. Ich möchte einen ähnlichen Weg einschlagen, aber nicht ganz so groß werden. Es wird nie so viele Lamborghinis geben, wie es VW Golfs gibt. Aber mein Ziel ist es, *Motion Drive* weltweit bekannt zu machen.

Auf was sind Sie besonders stolz?

Ich schaue selten zurück. Lieber sehe ich nach vorne und überlege, was man besser machen kann. Stolz bin ich auf das Rennstreckentraining. Das bietet sonst niemand an, wir sind Marktführer. Auch vollautomatische Buchungen haben wir eingeführt. Flug-, Hotel- und Reiseanbieter haben das ebenfalls,

es ist finanziell sehr aufwendig, aber es lohnt sich. Die Kunden können am Computer das eingeben, was sie möchten, Zusatzoptionen dazubuchen und gleich bezahlen. Das hat bisher kein anderer Sportwagenvermieter. Auch unsere Events sind sehr gefragt, teilweise kommen bis zu 1.000 Leute. Das alles erreicht zu haben, macht mich stolz.

Nach einem Unfall in Berlin gab es erneut Diskussionen über illegale Autorennen. Haben Sie Angst, dass mit einem Ihrer Autos so etwas auch passieren könnte?

Ich denke, das gehört zum Geschäftsrisiko. Es wäre vermessen zu sagen, dass das keiner mit unseren Autos macht. Die sind nun mal schnell. Man kann nur an die Vernunft appellieren und hoffen, dass unsere Kunden die geistige Reife aufweisen, lieber mit uns auf die Rennstrecke zu gehen. Das macht sowieso mehr Spaß als auf der Straße. Aber ausschließen kann ich es leider nicht.



Wurde während einer Vermietung schon ein Auto geklaut?

Uns sind mittlerweile drei Autos abhanden gekommen. Im letzten Jahr ist unser teuerstes Auto, der Ferrari, in den Niederlanden verschwunden. Da geht es um 150.000 Euro. Das ist für uns ziemlich viel Geld. Der Mieter wurde ausfindig gemacht, aber es war eine professionelle Bande, das Auto bekommen wir nicht wieder. Es ist ein großer Verlust.

Sie sind schon sehr lange selbstständig und auch noch relativ jung. Hatten Sie jemals Angst, zu scheitern?

Angst hatte ich nicht, aber Zweifel gibt es immer. Auch heute noch. Es ist schon ein riesiger Druck in jungen Jahren und man macht sich Gedanken, ob das alles so funktioniert. Da hilft einfach nur Zähne zusammenbeißen und durch. Auch wenn etwas mal nicht läuft, es gibt immer einen Weg. Zurückschauen gilt nicht. Nach vorne schauen und weitermachen, das ist mein Motto.

Wenn Sie nochmal neu anfangen würden, was würden Sie ändern?

Ich würde mehr Geld aufnehmen. Das klingt blöd, aber ich habe anfangs auf einen sehr schmalen Rahmen gesetzt, was mir große Grenzen setzte. Zusätzliches Geld zu bekommen ist immer schwieriger. Ich würde über meinen Businessplan »Think big« schreiben und mehrere Millionen einsammeln. Dadurch hätte ich viel mehr Möglichkeiten.

Sie fühlen sich immer noch eingeschränkt?

Finanziell eingeschränkt, ja. Die Fahrzeuge und das Marketing kosten einfach viel Geld, aber wir wissen, dass die Nachfrage da ist. Wir wissen, wie viel wir machen könnten, wenn wir mehr Kapital hätten.

Haben Sie jemals zurückstecken müssen, weil Magdeburg ihr Hauptsitz ist?

Durchaus. Ich habe in München oft erlebt, dass ich als »Ossi« abgestempelt wurde. Auch wollten Kunden unser Fahrzeug nicht entgegennehmen, weil es ein Magdeburger Kennzeichen hat. Ich habe die kuriosesten Sachen erlebt. Meistens schmunzle ich

darüber, weil es nicht gerade für geistige Reife spricht. Aber sowas kommt vor.

Hatten Sie daraufhin erwogen, den Hauptsitz zu wechseln?

Nein. Ich habe meinen Heimatstolz. »MD« passt als Kennzeichen außerdem perfekt zu *Motion Drive* und das wird auch so bleiben. Es hat Wiedererkennungswert.

Was gefällt Ihnen an Magdeburg besonders?

Die Stadt ist sehr schön. Viele regen sich darüber auf, dass wir nicht mehr die längste Barockstraße Europas haben, nachdem die Stadt zerbombt wurde. Aber wenn ich in anderen Städten unterwegs bin, dann fällt mir auf, wie offen und hell Magdeburg ist. Es ist eine Wohltat, durch die Straßen zu schlendern und ein bisschen Licht zu sehen. Magdeburg hat sich unheimlich verjüngt, ich sehe ein riesiges Potential. Leider wandern weiterhin Fachkräfte ab. Wenn man das ändert, dann hat Magdeburg eine goldene Zukunft vor sich.

Vista.schon?

Phillipp Müller ist 28 Jahre alt und Jungunternehmer aus Magdeburg. Er gründete vor sieben Jahren die Firma *Motion Drive*, die heute in ganz Deutschland Standorte hat. Sein Ziel ist es, mit seiner Firma weltweit zu agieren.

Frank Hengstmann

»Ich möchte, dass mein Publikum mich lieb hat.«

Frank Hengstmann ist Musiker, Gärtner und Großvater aus Leidenschaft. Und er ist Kabarettist im eigenen Haus *nach Hengstmann's*, angesiedelt zwischen »Sushi Uschi und Beate Uhse«, so Hengstmann. Gemeinsam mit seinen Söhnen steht er sechs Tage pro Woche auf der Bühne. Warum er Kabarett in der DDR leichter fand, sich selbst nicht leiden kann und denkt, dass Kabarett keine Vorbildfunktion erfüllen kann, erzählt der 60-Jährige im Interview.

Interview und Fotos: Maria Bachmann und Katerine Janietz



Frank, bist Du eigentlich kitschig?

Sehr kitschig. Aber ich lasse mich nur von Menschen kitscheln, die ich mag. Am liebsten von meinen Enkelkindern. Die lachen auch mehr als ich.

Was kann man denn noch so tun, um Dich zum Lachen zu bringen?

Komisch sein. Also eine normale Situation völlig umdrehen. Wenn zum Beispiel etwas festgefahren ist und man weiß, dass es stereotyp abläuft, aber dann passiert irgendetwas, das nicht in den Kram passt, darüber könnte ich mich kaputt lachen. Witze funktionieren nicht; es kann mir keiner einen neuen erzählen. Es sei denn, ich bekomme Alzheimer, dann fängt es vielleicht von neuem an.

Über wen lachst Du weniger, Mario Barth oder Dieter Nuhr?

Barth! Kabarett oder Comedy, wo ist da die Grenze? Aber Barth ist einfach nur flach. Nuhr ist auch nicht mein Fall, weil er diesen Oberlehrer raushängen lässt. Ich versuche, mich mit dem Publikum zu verbünden und niemals über es hinweg zu spielen. Ich würde nie sagen, dass die Welt so ist und dass du es so begreifen musst, damit du richtig liegst. Kabarett kann es nicht leisten, eine Vorbildfunktion zu erfüllen.

Worüber macht man keine Witze?

Kurt Tucholsky sagte, dass Satire alles darf. Das ist wahr. Über Kinderschänder würde ich keine Witze machen, da würde mir nichts einfallen. Aber über Behinderte kann man durchaus Witze machen. Ansonsten würden sie sich doch nur ausgegrenzt fühlen.

Wir haben auch viele Rollstuhlfahrer bei uns. Da kommt schon mal der Scherz: »Na, hören Sie mal auf zu trinken, Sie müssen noch fahren.«

Was bedeutet Heimat für Dich?

Ich mache das nicht an einem Ort fest. Meine Heimat wird immer da sein, wo meine Liebsten sind. Trotzdem habe ich eine ganz große Beziehung zu Magdeburg. Ich bin hier geboren, zur Schule gegangen und habe mein Publikum hier. Ich muss mich nicht mehr vorstellen, wenn ich irgendwo hingehe. Man kennt mich und das ist sehr schön.

Ist Magdeburg ein guter Nährboden für Kabarett?

Ja. Magdeburg war schon immer eine Arbeiterstadt und ist es noch heute. Mit Beginn der Industrialisierung ging das los und setzte sich zu DDR-Zeiten fort. Aber durch die Universität und die Hochschule wohnen in Magdeburg auch viele junge Intellektuelle. Ich muss aufpassen, dass ich auch jeden bediene. Magdeburg hat eine wunderschöne Kabarett-Tradition. Mittlerweile gibt es drei Kabarett-Spielstätten in der Stadt. Aber das größte Kabarett steht auf dem Domplatz. Das ist der Landtag (*lacht*).

Welches Land auf der Welt würdest Du gerne mal bereisen?

Ich bin gelernter DDR-Bürger und auch nie ein großer Fan von Reisen gewesen, weil ich sowieso immer auf Tourneen viele tausend Kilometer im Jahr fahren musste, und das im Trabant. Früher hatte ich vor, als Rentner irgendwann einmal New York zu sehen. Das war mein Traum. Aber ich habe mit vielen Freunden gesprochen, die dort waren und jetzt möchte ich da nicht mehr hin. Ich bin

ein einziges Mal, wie jeder anständige Deutsche, auf Mallorca gewesen. Außerdem habe ich furchtbare Flugangst. Und mit dem Schiff kann ich auch nicht reisen, weil ich Land sehen muss. Also wird es dazu auch nie kommen. Es sei denn, man entführt mich mal.

Gibt es irgendetwas, wovor Du Angst hast?

Krank zu werden, ja. Davor habe ich richtig Angst. Ich bin im Januar 60 Jahre geworden. Und toi, toi, toi. Ich rauche, ich trinke mal ein Glas Wein, mal zwei. Ich treibe keinen Sport, Gott sei Dank. Aber ich gehe jeden Tag in die Sauna. Und ich fühle mich gut.



War es zu DDR-Zeiten einfacher, kritisch zu sein?

Das ist eine Frage, bei der ich ins Stottern komme. In der DDR wusste der Kabarettist genau, was er sagen kann und was nicht. Heute ist es möglich, sich über Angela Merkels Frisur lustig zu machen. Damals hätte man sofort ein Auftrittsverbot bekommen, zum Beispiel wegen Erich Honecker mit Strohhut und Brille (*lacht*). Es gab eine ganz bestimmte ästhetische Ebene, die man nicht überschreiten durfte. Trotzdem war es wesentlich leichter, Kabarett zu machen. Das Publikum dachte das Unausgesprochene selbst zu Ende. Dadurch entstand die eigentliche Komik. Heute ist das schwieriger. Jetzt, wo du alles sagen

darfst, musst du das dem Publikum auch so sagen. Du musst dich mehr anstrengen, ansonsten lachen die nicht. Die Probleme sind seit 1990 immer die gleichen: Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskriminalität und so weiter. In der DDR konntest du acht Jahre lang das gleiche Programm spielen. Aber jetzt erwarten die Leute, dass du auf der Bühne dazu etwas sagst.

Apropos Probleme: Bist Du kritischer geworden?

Nicht kritischer, sondern fleißiger. In unserem Kabarett müssen wir im Jahr mindestens vier Premieren spielen. Ich komme vom Schreibtisch eigentlich nicht mehr weg. Ich sitze dann im Keller vor meinem Laptop und lasse mich inspirieren.

Du stehst schon seit über 50 Jahren auf der Bühne. Gibt es noch Momente, die Dich bewegen?

Ja, jeden Abend auf die Bühne zu gehen. Mit zunehmendem Alter wird das Lampenfieber komischerweise immer größer.

Wie sehen denn die letzten zehn Minuten vor dem Auftritt aus? Gibt es Rituale?

Direkte Rituale habe ich nicht. Aber ich trinke vorher immer ein Glas Sekt zum »Raufkommen«. Außerdem machen wir immer den Einlass, damit wir gleich präsent sind. Das ist ein Stück Firmenphilosophie.

Hörst Du Dich selbst gerne reden?

Nee, das ist ganz schlimm. Ich sehe mich auch nicht gern. Da ist so ein Schamfaktor. Wenn ich mich selbst sehe, dieses Overacting, das ist ganz schlimm. Ich kann mich einfach nicht leiden. Ich bin auch furchtbar selbstkritisch.



Bist Du denn eitel?

Ja!

Wie äußert sich das?

Ich dusche jeden Tag (*lacht*). Wenn Du auf der Bühne stehst, musst Du schon schauen, dass die Klamotten passen. Ich bin auch in letzter Zeit etwas dicker geworden, da darf das Hemd nicht über der Hose sitzen. Ich

renne auch zu Hause nicht in Jogginghose rum. Ja, ich bin ein bisschen eitel, das gebe ich zu. Der Spiegel lügt, die Wahrheit siegt.

Hattest Du schon einmal ein Programm, welches Du heute als Flop bezeichnen würdest?

1982 kam das DDR-Fernsehen auf mich zu und bot mir eine Samstagabendshow aus der *Moritzburg* in Halle an. Und ich, 24 Jahre

alt, dachte mir: Geil, mein Durchbruch! Das Schlusslied sollte von Silly kommen. Der Drummer sah nur leider aus wie ein besoffener Waldschrat. DDR-Fernsehchef Heinz Adameck empfand das wohl als nicht publikumstauglich. Deshalb sollte ich einen anderen Schluss drehen und bekam mit, wie im Schneiderraum meine Moderationen auf Klassenstandpunkt überprüft wurden. Lange Rede, kurzer Blödsinn, meine Show verlief dann so: Ich kam raus und sagte: »Guten Abend meine Damen und Herren«. Dann lief die Sendung und zum Schluss kam ich nochmal raus und sagte »Tschüss«. Ich habe dann ein halbes Jahr nichts mehr zu tun gehabt, weil mich keiner mehr wollte. Das war richtig schlimm.



WENN ICH AUF DIE
BÜHNE GEHE, BIN ICH
MEISTENS ICH SELBST.

Denkst Du denn schon mal an Rente?

Ich werde auf der Bühne sterben wie Rolf Herricht, der zusammen mit Hans-Joachim Preil *das* Komiker-Duo in der DDR war. Das lief bei ihm wirklich so: Vorhang auf, Finale, verbeugen, Vorhang zu und bums. Herzinfarkt, tot. So werde ich auch sterben. Ich kann nicht in Rente gehen. Was soll ich denn zu Hause machen?

Wie viel Kind durftest Du in Deiner Kindheit noch sein? Du standest bereits mit fünf Jahren auf der Bühne.

Mein Vater hatte in Magdeburg ein Amateur-

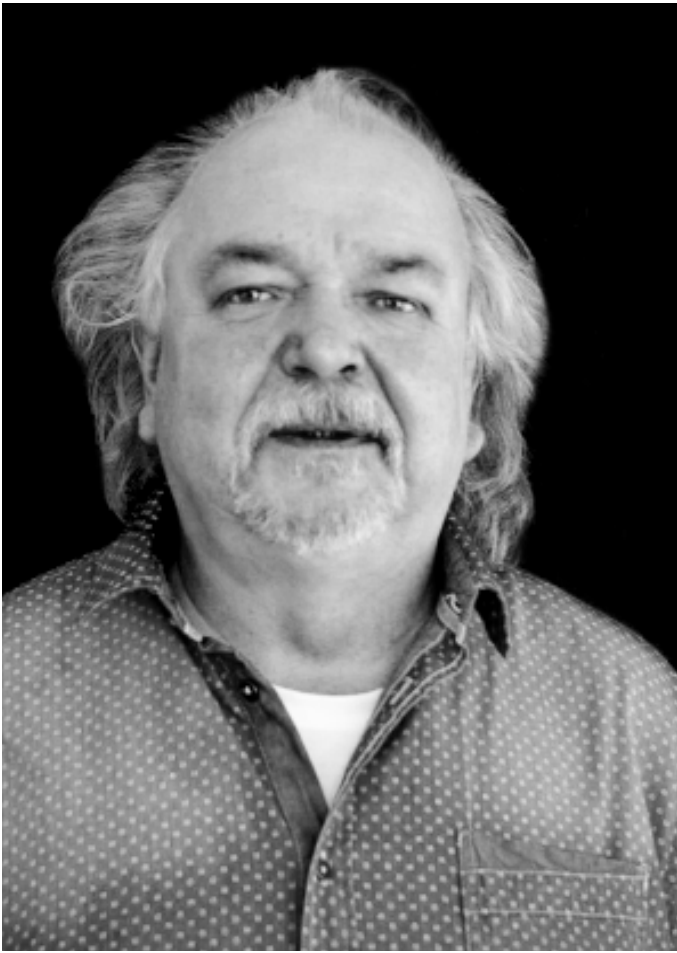
Kabarett, die *Kritikusse*. Bei Auftritten sind wir Kinder immer mitgekommen und waren fasziniert, was die für Spaß hatten. Irgendwann sagten wir uns, dass wir das auch machen wollen. Mein Vater meinte, wir hätten doch eine Meise, Kinderkabarett würde nicht gehen. Aber wir waren dann das erste Kinder- beziehungsweise Pionier-Kabarett der DDR. Ich habe immer schon viel gespielt und in der Schule war ich nie eine Leuchte. Nach der zehnten Klasse bewarb ich mich an Schauspielschulen. Aber dann kam plötzlich ein Erlass von der Ministerin für Volksbildung, Margot Honecker – wir nannten sie immer liebevoll Miss Bildung – und deshalb musste ich zuerst eine Berufsausbildung machen. Ich habe Fräser gelernt. Das war sehr kontraproduktiv (*lacht*).

Wird man als Kabarettist zynisch?

Ja! Also eine gewisse Portion Zynismus muss man haben. Man sollte ihn aber publikumstauglich herstellen. Denn das Publikum kommt zu mir und hat dafür bezahlt. Der Autor Peter Handke hat Mitte der sechziger Jahre diese furchtbare, zynische Publikumsbeschimpfung gemacht. Als er auftrat und schrie: »Ihr seid alle Idioten, ihr stinkt...«, sollte das eben Kunst sein. Und das wäre überhaupt nicht mein Ding. Ich möchte, dass mein Publikum mich lieb hat.

Auf Deiner Website ist zu lesen, dass die Programme aus einem »familiären Miteinander, aber auch Gegeneinander« entstehen.

Ich habe mein Rüstzeug noch aus der DDR und meine Jungs sind nun in einer bürgerlichen Gesellschaft groß geworden. Und meine Reflektion zu meiner Vergangenheit ist natürlich eine ganz andere als die der



Euer Programm wird durch Kunstfiguren unterstützt, richtig?

Wenn ich auf die Bühne gehe, bin ich meistens ich selbst. Ich habe nur eine Kunstfigur, den *Manni*. Und die Figur ist 1990 mit Einführung der D-Mark geboren. Ich wohnte damals im Neustädter Feld in so einem 16-Geschosser und davor stand ein Imbisswagen. Viele hier im Osten hatten ihre Arbeit verloren. Und dort standen die eben schon um sechs Uhr herum und haben Bier getrunken, Zigaretten gekauft und erzählt. Wenn sie besoffen waren, sind sie nach Hause getorkelt. Ich habe mich dazugestellt und den Gesprächen zugehört. Und da stand er. Er hatte wirklich diese Ballonjacke an und so ein rotes Basecap auf. Er hieß auch noch Manni. Dadurch ist diese Kunstfigur entstanden. Ich kann in der Weihnachtszeit

Jungs. Die können sich überhaupt nicht mehr an die DDR erinnern. Dadurch entstehen Konflikte. Dann sagen sie zu mir, dass ich nicht schon wieder mit der DDR kommen soll, die ist vorbei. Aber viele Leute, die zu uns kommen, haben die gleichen Wurzeln. Deshalb können wir den Gag jetzt noch machen. Das ist kontrovers. Wir haben eine humanistische Grundhaltung, aber bei solchen Sachen streiten wir uns auch schon mal im positiven Sinne.

nicht einfach über den Weihnachtsmarkt gehen, denn wenn die alle vorgeglüht haben, dann rufen sie oft: »Maaanniiii! Komm ma' her, trink ma'n Glühwein mit!«

Du hast in einem Interview gesagt, Manni dürfe das sagen, was Frank nicht sagen darf. Was darf Frank denn nicht sagen?

Frank darf auf der Bühne nicht betrunken sein. Frank muss auf der Bühne versuchen, anständiges, grammatikalisch richtiges Deutsch zu sprechen und muss gut gekleidet

sein. Das muss *Manni* alles nicht. Er kann sabbeln, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das macht das alles sehr leicht. *Manni* sagt auch Dinge, die ich eigentlich nicht sagen würde, die aber zur Figur passen, derbere Ausdrücke wie »Oarschloch« zum Beispiel. Natürlich ist es meine Figur. Aber viel *Manni* steckt nicht in mir. Erstens trinke ich kein Bier (*lacht*) und zweitens würde ich auch nicht so herumlaufen.

Euer Kabarett ist auch musikalisch. Welche Bedeutung hat Musik in Deinem Leben?

Ich bin in einem sehr musikalischen Elternhaus groß geworden. Meine Mutti hat hervorragend Klavier gespielt und das wollte ich auch. Ich habe dann mit zehn Jahren begonnen, Klavierunterricht zu nehmen. Das war jedoch nicht so, wie ich mir das vorgestellt habe (*lacht*). Mein Klavierlehrer wollte aus mir einen Lang Lang machen. Ich wollte aber damals *I Want To Hold Your Hand* von den *Beatles* und so etwas können. Ich musste immer wieder diese Etüden spielen. Später habe ich mir selbst Gitarre beigebracht, bestimmte Zusammenhänge begriffen und mich nochmal an das Klavier gesetzt. Bei einem Pianisten habe ich mir ein bisschen etwas abgesehen, harmonische Strukturen und so, weil meine Söhne und ich für das Kabarett selber komponieren. Kurz: Musik ist mein Leben.

Du bist ein Arbeitstier. Was machst Du denn als Ausgleich zum Beruf?

Wir haben uns vor 23 Jahren in Egelin ein Häuschen gekauft, so eine Doppelhaushälfte. Das Wort Doppelhaushälfte muss man sich auf der Zunge zergehen lassen: Doppel-Haus-Hälfte. Aber offiziell heißt es

so und dazu gehört ein kleines Grundstück mit 200 Quadratmetern Garten. Da relaxe ich dann. Ich habe einen grünen Daumen. Alles, was ich gepflanzt habe, ist bisher gewachsen. Ach, und handwerklich bin ich auch sehr begabt. Also, wenn mal was ist (*zwickert*).

Du kochst sehr gerne Kartoffelsuppe, auch mit der Familie?

Ja! Außerdem bin ich rund um die Uhr Großvater mit Leidenschaft. Zeit mit der Familie ist mir wichtig. Nur haben wir alle wenig Zeit und sind jeden Tag, außer montags, im Kabarett. Der Montag ist deshalb eigentlich immer unser Sonntag. Da macht jeder das, was er will. Nur Weihnachten sitzen wir wirklich massiv zusammen. Weihnachtslieder singen, essen, Geschenke öffnen und stundenlang erzählen von früheren Zeiten. Und jedes Jahr die gleichen Geschichten (*lacht*).

Vista.schon?

Frank Hengstmann ist 1956 geboren und ist ein Urgestein der Magdeburger Kabarettszene. Mit seinem eigenen Kabarett *nach Hengstmann's* prägte er die Szene in Magdeburg. Besonders die Kunstfigur *Manni* funktioniert auf Magdeburger Boden perfekt. Die Stadt inspiriert Hengstmann täglich auf's Neue und ist für ihn ein guter Nährboden für Kabarett.

Nadja Gröschner

»Ich habe Lampenfieber bei jeder meiner Führungen.«

»Magdeburg im Jahr 929: Eine florierende Metropole, später Erzbistum und Lieblingspfalz von König Otto I. Er schenkt seiner Gattin Editha, einer Adelstochter aus England, die Stadt als Hochzeitsgeschenk.« Wer diesen und vielen anderen Geschichten lauscht, die Nadja Gröschner bei ihrer Stadtführung durch Magdeburg erzählt, begibt sich auf Zeitreise. In der stadthistorischen Entwicklung ihrer Heimatstadt kennt sie sich so gut aus wie keine Zweite. Und auch sie selbst schreibt mit ihrem Kulturzentrum *Feuerwache* ein Stück Geschichte in Magdeburg. Im Gespräch mit *Inter.Vista* erzählt Nadja Gröschner, wem sie am liebsten zuhört und warum sie als Touristin nicht an Stadtführungen teilnimmt.

Interview und Fotos: Rosanna Fanni



Frau Gröschner, Sie sind bekannt in Magdeburg. Werden Sie auf der Straße oft angesprochen?

Das ist unterschiedlich, man kennt mich vor allem in der Nähe vom Kulturzentrum *Feuerwache*. Unangenehm war es letztens im Restaurant mit meinem Mann, als zwei Leute an den Tisch kamen und etwas wissen wollten. Da dachte ich mir dann: Etwas Abstand wäre auch ganz gut.

Sie haben nicht immer in Magdeburg gelebt. Sieben Jahre waren Sie im ehemaligen Ost-Berlin für Ihr Studium der Kulturwissenschaften.

Ich bin fast jedes Wochenende nach Magdeburg gefahren, hier war auch mein Freund. Und ich arbeitete bei den *Freien Kammerspielen Magdeburg* als Garderoben- und Einlasskraft sowie an der Bar im *ex libris*, einem Vorgängerclub der Feuerwache.

Haben Sie sich in ihren Jugendtagen schon für Magdeburgs Geschichte interessiert?

Nein, früher wollte ich in die Welt, die Geschichte Magdeburgs lag damals ehrlich gesagt nicht in meinem Interessenbereich. Ich habe tagsüber viel geschlafen. Das Interesse für die Stadt kam mit dem Studium und mit dem Alter (*lacht*).

Was hat Sie dazu bewegt, sich alles über die Geschichte Magdeburgs anzueignen?

Das hing vor allem mit meinem Studium zusammen, Ästhetik- und Kulturtheorie lag mir nicht, aber für Kulturgeschichte hatte ich schon immer ein Faible. Ich war anfangs wenig vertraut mit der Geschichte Magdeburgs und bei meiner ersten Arbeitsstelle in Magdeburg sollte ich die Geschichte des Volksbades Buckau erforschen. Es gab nicht

viel Informationsmaterial, also befasste ich mich mit ganz Buckau und Sudenburg. So kam immer etwas dazu. Durch Erinnerungsinterviews mit Zeitzeugen erfuhr ich Dinge, die man aus der Zeitung oder aus Akten nicht erfährt, das war unglaublich spannend. Nach und nach füllte ich damit sogar Lücken im Stadtarchiv.



Sie kennen sehr viele Geschichten, eine ganz besondere ist die der »Flaschen-Elli«. Was hat es mit dieser Frau auf sich?

Es gibt in jeder Stadt Leute, die man als Original bezeichnet. In meiner Kindheit gab es die »Flaschen-Elli«, sie hielt sich immer in der Nähe des Hauptbahnhofes auf. Ich würde sie im Bereich des *City Carrés* sehen, dort war früher ein Platz, da lief sie lang. »Flaschen-Elli« war ziemlich klein, sie hatte eine Körpergröße von maximal 1,50 Metern. Das Markante an ihr war die Nickelbrille, ihre Haare waren meistens zusammengeknotet, und sie hatte einen Hängebusen, der fast über das Überkleid ging. Und sie sammelte Flaschen. Meistens im Bereich des Bahnhofes, und vor allem in Zügen. Wenn ein Zug fuhr, besonders nach Berlin, dann ging »Flaschen-Elli« da durch und sammelte alle Flaschen ein. Es gab das Gerücht, dass sie Millionärin wäre. Das weiß man natürlich nicht, aber zumindest war sie nicht arm.



Aber man weiß letztendlich nicht, ob sie Millionärin war?

Nein. Sie wohnte in der Hegelstraße 3, ist aber schon lange verstorben.

Sind solche Geschichten für Sie alltäglich oder Diamanten in Ihrer Sammlung?

Absolut, das ist etwas Besonderes für mich. Es ist nicht schlimm, wenn die Stories nicht ganz stimmen. Eine Geschichte ist wie ein Märchen, das weitererzählt wird: Es ist immer etwas Wahres dran.

Für gewöhnlich sind Sie die Erzählerin. Gibt es umgekehrt Menschen, von denen Sie sich gerne Geschichten erzählen lassen?

Ich hatte immer viele Gesprächspartner, darunter gab es einige alte Herren, die wunderbar erzählen konnten. Zum Beispiel Herbert Rasenberger: Er ist weit über 80 und bei ihm weiß ich nicht, ob immer

alles stimmt, aber es sind jedenfalls wunderschöne Geschichten.

Ihre erste Stadtführung war 1997. Hatten Sie Lampenfieber?

Ich habe immer Lampenfieber, seitdem ich Stadtführungen mache, und ich glaube, das ist auch gut. Früher hatte ich vor jedem Vortrag einen hochroten Kopf und zitterte. Vor meiner ersten Führung sagte eine Kollegin: »Nadja, halte dich fest, die passen alle gar nicht in den Raum.«

Tatsächlich: Es kamen über 150 Leute. Wenn ich daran denke, läuft mir jetzt noch ein Schauer den Rücken herunter! Dazu war ich hochschwanger, zwei Wochen später ist mein Kind geboren. Das hat mir Kraft gegeben. Aber mein Sohn mag keine Stadtführungen (*lacht*).



Macht Magdeburg Sie schon müde?

Nein, komischerweise nicht, weil es immer wieder neue Ecken zu entdecken gibt. Ich kenne natürlich nicht alle Stadtteile von Magdeburg perfekt. Zum Beispiel



also Cracau, Brückfeld und der Werder, von den Russen eingenommen. Auf der Konferenz in Jalta wurde festgelegt, dass ganz Magdeburg russisch wird. Aber wenn es doch anders gekommen wäre, wäre der Rest Magdeburgs amerikanisch geblieben und Ostelbien hätte zu Ostdeutschland gehört. Deshalb wollten viele Leute dort nicht leben. Die Elbe war damals ein dreckiger, stinkender Fluss und der Werder unattraktiv, eine richtige »Assi-Gegend«. Heute ist die Gegend so wunderschön grün.

Sie bekommen durch Ihre Stadtführungen und das Kulturzentrum bestimmt viel Lob. Hat Sie etwas ganz besonders berührt?

Es ist schön, wenn mir Leute begegnen und sagen: »Mensch, Frau

Gröschner, ich war nochmal mit meinem Mann mit dem Rad dort.« Unsere Führungen sind mit Verköstigung, deshalb verbinden viele den Ort mit einem Getränk, einer Speise oder einem Geruch. Aber ich mache keine Führungen mehr, wenn die Leute mich fragen, was es denn zu essen gibt. Dann hätte ich mein Ziel nicht erreicht. Mich beeindruckt es, wenn zu den Führungen

Rothensee: Dort möchte ich mich bei einer Stadtführung zuerst selbst überraschen. Und durch Veränderungen in der Stadt passe ich meine Führungen an, das ist eine Herausforderung. Die ursprüngliche Führung durch Sudenburg zum Beispiel existiert nicht mehr, weil wir damals viele Privathöfe besuchten, und heute leben die Leute nicht mehr oder sind umgezogen. Auch der Werder hat sich sehr verändert: Anfangs war nur der ostelbische Bereich,

junge Leute kommen, gerade in Buckau und Sudenburg sind es viele. Damals stand Stadtgeschichte nicht gerade oben auf meiner Agenda.

Dennoch verlassen viele Junge nach dem Studium die Stadt. Was sagen Sie den Leuten, die behaupten, Magdeburg hätte keine Kulturszene?

Das ist totaler Quatsch. Magdeburg ist eine der wenigen Städte, wo es ein breitgefächertes Kulturangebot gibt. An Tagen weiß man nicht, wo man zuerst hingehen soll. Und wenn junge Leute das sagen, haben Sie auch selbst Schuld. Kultur muss von ihnen selbst kommen. Und wenn es keine Kulturszene gibt, dann ist vielleicht kein Bedarf da oder die Lust fehlt. Wir haben uns vor 25 Jahren unsere Kultur geschaffen und dass wir damit keine jungen Leute erreichen, ist klar.

Wie sehen Sie die Stadt in 15 Jahren?

In 15 Jahren sind wir hoffentlich Kulturhauptstadt gewesen. Ich habe ganz große Hoffnungen, dass wir den Titel tatsächlich bekommen. Und dann denke ich, dass Magdeburg viel mehr beachtet wird von außen. Leute fragen immer noch, wo Magdeburg liegt. Und dass es die Landeshauptstadt ist, wissen die Wenigsten. Ich würde mir wünschen, dass es mehr Lockerheit gibt bei den Menschen, denn ein Grundoptimismus ist hier nicht allen Leuten eigen.

Was hat Magdeburg, was zum Beispiel Berlin nicht hat?

Hier gibt es viele Grünanlagen. Und im Prenzlauer Berg in Berlin kaufen sich Menschen für eine halbe Million Euro eine Wohnung und wohnen total hässlich, die sollten lieber hierher ziehen. Auch Clubs wie

die *Feuerwache* gibt es dort nicht durch die Gentrifizierung. Das sagen uns immerhin Bands, die von Berlin hierher kommen.

Fahren Sie an freien Tagen weg oder bleiben Sie am liebsten in Magdeburg?

Ich verreise gerne und schaue in Clubs, was ich hier verändern kann. Und ich fahre mit diesen Touristenbussen. Aber: Ich kann keine Stadtführungen mitmachen. Wenn man in einem Beruf arbeitet, hat man keine Lust, sich damit noch im Urlaub zu beschäftigen.

Ihr Sohn Carl Joscha ist 18 Jahre alt. Haben Sie ihn mit der Begeisterung für die Stadt angesteckt?

Mein Mann ist Musiker, wir sind kulturell interessiert. Und mein Sohn studiert Mathematik, also etwas vollkommen anderes. Er kann das, was wir nicht können. Joscha schnappt aber alles auf und ist interessiert. Ich glaube, den gewinne ich auch noch irgendwann für das Kulturzentrum. Und wenn er nur der Finanzberater ist (*lacht*).

Vista.schon?

Nadja Gröschner, Jahrgang 1967, ist Kulturhistorikerin und Magdeburgerin aus Leidenschaft. Seit knapp 20 Jahren veranstaltet sie stadtgeschichtliche Erlebnistouren durch ihre Heimatstadt. Ihr Kulturzentrum *Feuerwache* ist die Adresse für alle Kulturhungrigen und über Magdeburg hinaus bekannt. Als Geschäftsführerin vernetzt Nadja Gröschner Persönlichkeiten aus Kunst, Theater und Musik.

Max Grimm

**»Kreativität ist wichtig, um im
Leben klarzukommen.«**

Max Grimm ist mit seinen 29 Jahren und zahlreichen Auszeichnungen schon eine feste Größe in der Kunstszene Magdeburgs. Der Maler, Illustrator und Grafiker ist aber nicht nur in Magdeburg bekannt, sondern stellt seine Kunst auch deutschlandweit aus. Mit seinem unverwechselbaren Malstil durch kräftige Farben und geometrische Formen versetzt er sein Publikum in eine andere Welt. Der Künstler hat schon viel von der Welt gesehen, fühlt sich aber nach wie vor stark verwurzelt in Magdeburg.

Interview und Fotos: Lisa Eckert



Als ich Deinen Namen erstmals hörte, habe ich mich gefragt, ob Du mit den Gebrüdern Grimm verwandt bist?

Nein, das bin ich nicht (*lacht*).

Wie sieht eigentlich Dein Alltag als Künstler aus?

Größtenteils im Atelier Zeit verbringen und arbeiten. Ich bin da ziemlich relaxed. Ich stehe nicht um 7 Uhr auf. Ich kann mir alles frei einteilen. Wenn viel zu tun ist, dann muss ich auch mal um 8 Uhr hier sein. Ich bin meistens lange im Atelier, komme spät und bleibe bis abends.

Ein ganz entspannter Tagesablauf also?

Auf der anderen Seite muss man sich natürlich immer selbst motivieren. Das ist manchmal nicht so einfach. Aber bevor ich irgendwo angestellt im Büro sitze, bin ich eben lieber mein eigener Herr. Ich muss immer dran bleiben und mich nicht verrückt machen lassen. Nicht aufgeben, so denke ich immer.

Wie sieht Dein Ausgleich zum Alltag aus? Wie schaltest Du ab?

Ich fahre viel Fahrrad und habe auch einen guten Arbeitsweg. Wenn ich morgens losfahre zur Arbeit, fahre ich immer eine größere Runde durch den Park. Wichtig auch: nette Nachbarn. In der Ateliergemeinschaft habe ich mit Architekten, Lebensberatern und Designern zu tun. Die sind auch alle sehr kreativ. Ich bin aber der Einzige, der etwas Handwerkliches macht.

Du würdest Dich also als Handwerker bezeichnen?

Ja, das ist es schon, gerade bei den Grafiken, die werden nicht mit dem Computer

gemacht. Das ist alles Handarbeit, auch die Siebdrucke. Das machen mein Vater und ich. Ich stelle die Vorlagen her.

Du arbeitest also Hand in Hand mit Deinem Vater zusammen?

Ja, wir machen zusammen die Grafikedition.

Bist Du Magdeburger?

Ich bin hier geboren. Zwischendurch wohnte ich aber auch bei meiner Mutter in Darmstadt.

Aber die Ausbildung zum Grafiker hast Du hier absolviert?

Nein, die habe ich in Haldensleben gemacht.

Darmstadt, Magdeburg: Wo hat es Dir besser gefallen?

Ich war als Kind nicht besonders lange in Darmstadt und bin 1992 in Magdeburg eingeschult worden. Seitdem wohne ich hier und bin auch ein bisschen stolz darauf. Ich bin der Einzige aus meinem Freundeskreis, der nicht weggezogen ist.



Was schätzt Du an Magdeburg? Warum fühlst Du Dich hier wohl?

Es ist eine überschaubare Stadt mit sehr viel Grün und vielen alten Sachen. Sie hat nicht diese Anonymität wie ein großer »Moloch«. Das ist nicht so wie in Berlin. Klar, dort ist es auch cool. Ich war oft da, aber leben könnte ich dort nicht. Ich würde untergehen.

Weil Du dort in der Masse verschwindest?

Ja, gerade auch als Künstler. Everybody ist da, das ist für alle »the place to be«. Aber ich sage: Magdeburg ist für mich »the place to be«. Ich kann hier arbeiten und trotzdem meine ganzen Kontakte halten. Ich lebe nicht nur von Galerien hier in Magdeburg, sondern stelle auch in anderen Städten aus. Eine bunte Mischung aus allem. Wäre ich nur auf Magdeburg angewiesen, dann wäre es scheiße.

Du hast also nicht vor, aus Magdeburg wegzugehen, um Dir international einen Namen zu machen?

Nein. Es kann genauso gut auch von hier aus passieren. Es kommt immer darauf an, wo man Ausstellungen macht. Auf Kunstmessen oder anderswo lernt man die Leute kennen.

Nimmst Du regelmäßig daran teil?

Letztes Jahr machte ich erstmals bei einer Kunstmesse in Köln mit und ich will das auch dieses Jahr wieder machen. Dort sind die Connections. Zum Beispiel traf ich einen Mann aus Holland, mit dem ich im März 2016 etwas mache. Dadurch kommt eins zum anderen. Letztes Jahr kam eine neue Galerie in Potsdam dazu, in der ich ausstellte. Die erste Ausstellung habe ich vor zehn Jahren in meiner Magdeburger Galerie gemacht.

Gemeinsam mit Deinem Vater?

Nein. Grafiken stelle ich auch aus, aber größtenteils nur Malerei. Eine Mischung aus Grafik und Malerei für den schmalen Geldbeutel. Wenn eine Grafik zwischen 20 und 400 Euro kostet, dann ist es auch noch für jedermann erschwinglich, der sich Kunst

leisten will. Ich finde es schade, wenn Kunst nur für bestimmte Kreise zugänglich gemacht wird. Das hat auch etwas mit dem Geldbeutel zu tun.

Was steht noch auf Deiner To-Do-Liste?

Einiges! Auf jeden Fall nochmal ins Ausland gehen. Für ein Jahr. Ich hatte einmal ein Atelier in Kapstadt für drei Monate. Das war sehr cool.

Wie hat sich das ergeben?

Über drei Ecken und meine Ex-Freundin. Ich machte ein Praktikum am *Goethe-Institut* und in dieser Zeit mietete ich dort ein Atelier. Reisen würde ich schon gerne. Letztens war ich auch in drei verschiedenen Ländern.

Beruflich?

Das eine war ein Mix aus Urlaub und Arbeit in Le Havre mit einem Künstleraustausch, weil die Stadt die Partnerstadt von Magdeburg ist. Zehn Künstler fahren dorthin und im nächsten Jahr kommen zehn Künstler hierher nach Deutschland.

Ihr arbeitet dann hier vor Ort zusammen?

Genau so läuft das. Wir hatten dort einen Hangar, eine riesengroße Halle und haben alle zusammen gearbeitet und ausgestellt.

Ein kleines Künstlerkollektiv also. Welche Künstler inspirieren Dich?

Da gibt es viele, die früher bei meinem Vater mitgearbeitet haben: Hans Scheuerecker oder Falko Behrendt. Das sind bekannte Künstler, aber nicht weltweit, so wie Fernand Léger, Pablo Picasso, Jean Dubuffet und andere.



Auf Deiner Homepage konnte ich lesen, dass Du mit dem britischen Pop-Art Künstler Tim Davis zusammen gearbeitet hast?

Das ist schon vorbei, das war ein Grafikkalender. Mit dem Aktualisieren meiner Homepage bin ich nicht immer so hinterher.

Welche Kunst schmückt denn Dein Heim?

Ich finde Porträts schön und auch abstrakte Sachen, weil ich eigentlich viel Gegenständliches male. Deshalb hänge ich mir gerne solche Sachen in mein Zuhause.

Ich las auf Deiner Homepage, dass Du Dich als »Artisan« bezeichnest. Erläutere mir bitte mal den Begriff.

(Lacht) Das hat einmal jemand über mich geschrieben. Eine Ausstellung hieß Artisan, da hat der Autor gleich den Begriff verwendet. Ich mache halt einfach mein Ding.

In Deinen Bildern finden sich Stilelemente der Zwanziger Jahre wieder. Was verbindet Dich mit dieser Zeit?

Was ich cool finde, sind Hüte. So eine zylindrische Form hat was. Das lässt sich immer schön gestalten und dieses Establishment von früher kommt dadurch gut zur Geltung. Monokel sind auch dabei, aber nicht mehr so viele. Das habe ich früher öfter gemacht.

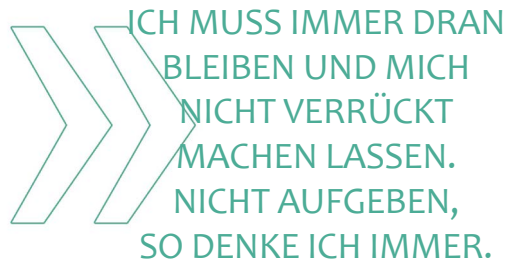
Bist Du ein Perfektionist oder überlässt Du auch etwas dem Zufall?

Ja. Bei Perfektionisten ist es eben so, dass sie sich oft selbst im Weg stehen.

Durch ihre hohen Ansprüche?

Genau. Wenn man etwas zu perfekt macht, dann kommt man nicht richtig von der Stelle.

Bei manchen Dingen ist ein gesunder Perfektionismus wichtig. Bei einer Bildkomposition zum Beispiel. Dann denke ich, dass das eine Element drei Zentimeter nach links oder rechts könnte und dann mache ich das auch. Dann übermale ich alles. Die Komposition muss stimmen. Das passiert aber bei Details, die nur ich sehe. Aber wenn alles zu perfekt ist, dann ist es auch nicht mehr gut. Was spontan ist, zum Beispiel Farbkleckereien, belebt letztendlich das Bild.



ICH MUSS IMMER DRAN
BLEIBEN UND MICH
NICHT VERRÜCKT
MACHEN LASSEN.
NICHT AUFGEBEN,
SO DENKE ICH IMMER.

Was war Dein größtes Projekt bisher?

Die Schönebecker Straße letztes Jahr hier in Magdeburg. Das war eine große Hauswand, die ich mit zwei anderen Leuten bearbeitet habe. Die haben mir beim Gestalten geholfen. Es war viel Arbeit. Mit Unterbrechungen saßen wir daran zwei Monate. Währenddessen hatte ich auch noch eine Ausstellung.

Wie überbrückst Du Phasen, in denen es nicht so gut läuft?

Warten, Tee trinken (lacht). Wenn man etwas fertiggestellt hat, dann ist man erst einmal ... (atmet erleichtert aus). Aber man muss dran bleiben, bevor man gar nichts mehr macht. Man kann in der Zeit auch an etwas Neuem arbeiten, wobei dann wiederum etwas Neues entsteht. Das ist bestimmt nicht nur in der Malerei so.



Nein. (*überlegt*) Also klar, irgendwie schon, wenn ich sehr lange an einem Werk arbeite, dann schon. Aber man muss sich auch davon trennen können. Ansonsten hat man ein Problem, denn man lebt auch davon.

Kannst Du Deinen Lebensunterhalt damit finanzieren?

Ja, die Aufträge sind mal so, mal so. Aber im Großen und Ganzen kommt immer wieder irgendetwas rein. Reich werde ich nie, aber ich kann meine Miete bezahlen, habe ein schönes Atelier, ein Auto und kann auch reisen und schön essen gehen.

Du machst auch Kunst für *Dates* und *SWM*, oder?

Genau, das sind auch Auftraggeber, genauso wie *Lotto*, da kommt immer mal etwas rein. Das ist genau dieser Mix. Man kennt viele Leute und hat kontinuierlich etwas zu tun.

Bist Du auch in einem Verein aktiv? Beim *Kulturanker* oder *werk4* in Buckau, wo Du wohnst?

Nein. Ich kenne viele der Leute, aber ich bin eher für mich und froh, wenn ich in Ruhe meine Arbeit machen kann.

Verkaufst Du Deine Werke ausschließlich in Deiner Galerie oder auch über das Internet?

Nein, im Internet gar nicht. Ich habe da keine Preise und auch keinen Shop. Entweder über Ausstellungen oder Kommissionswaren und Galerien, bei denen ich die Bilder abliefern und danach wieder abhole oder austausche. Das sind viele Grafiksachen.

Hängst Du an jedem einzelnen Werk von Dir?



ICH FINDE ES SCHADE,
WENN KUNST NUR
FÜR BESTIMMTE
KREISE ZUGÄNGLICH
GEMACHT WIRD.

Der *Kulturanker e. V.* veranstaltet auch Kultur- und Kunstprojekte, beispielsweise das Projekt *Sinnlichkeit* in der ehemaligen JVA in Magdeburg. Hast du auch mitgemacht

und eine Zelle mit Kunst geschmückt?

Ja, ich hatte zusammen mit Thomas André eine Zelle. Er ist ein guter Freund von mir und wir haben einige Bilder aufgehängt.

Wusstest Du immer, was Du willst?

Ich hatte das Glück, dass ich es immer bis zu einem gewissen Punkt wusste. Wenn andere nicht wussten, was sie machen sollen, war ich froh, dass ich darauf hingearbeitet habe.

Du sagtest, dass Du auch an ein Journalismusstudium gedacht hast. Was hat es damit auf sich?

Genau. An einem gewissen Punkt wollte ich das machen, habe dann aber Grafikdesign gelernt und die ersten Aufträge bekommen. Danach kam die Fachhochschulreife und seitdem bin ich freiberuflich unterwegs. Ich wollte eigentlich auch noch Malerei studieren und bewarb mich. Ich reichte dann jedes Jahr eine Mappe ein. Aber als ich die Absagen bekam, dachte ich mir: Jetzt reicht's, ich krieg' das auch so hin. Und dann ist es auch so gekommen. Ich weiß auch nicht, wie meine Kunst aussehen würde, wenn ich da hingegangen wäre.

Meinst Du, Du würdest zu sehr beeinflusst werden von äußeren Faktoren?

Ja, vielleicht wirkt es dann zu »überstudiert« oder zu »verkopft«. Ich habe mir Spontanität bewahrt und ziehe das auf meine eigene Art und Weise entspannt durch.

Du warst auf einer Freien Waldorfschule. Wurden Deine kreativen Fähigkeiten ausgebaut? Sind sie dort auf Deine persönlichen Fähigkeiten eingegangen?

Auf jeden Fall. Allgemein handwerkliche Sachen sind sehr wichtig. Viele können nur

ihren Touchscreen befummeln und wissen gar nicht, wozu sie ihre Hände noch benutzen können. Diese motorischen Fähigkeiten sind wichtig. Es hängt aber trotzdem auch viel mit dem Kopf zusammen. Wenn du eine Lösung A hast und merkst, dass Lösung A nicht funktioniert, dann musst du kreativ sein, um Lösung B zu finden. Es hilft dir also in allen Lebenslagen. Man braucht Kreativität, um im Leben klarzukommen.

Welches Projekt ist bei Dir als nächstes in Aussicht?

Dieses Jahr habe ich eine Ausstellung in den Niederlanden und dann wollte ich mit einer Designerin ein Modeprojekt machen. *Ludisia* alias Susanne Klaus ist Textildesignerin, macht Klamotten und kommt aus Magdeburg.

Vista.schon?

Max Grimm wurde 1986 in Magdeburg geboren. Er absolvierte eine Ausbildung zum Grafiker in Hallesleben. Seither hat er Galerien in Magdeburg, Potsdam, Braunschweig, Hamburg und Halle. Grimm konnte auch schon international tätig werden bei einem Künstleraustausch in Le Havre, Frankreich, und hatte bereits für einige Monate ein Atelier in Kapstadt. Sein nächstes großes Projekt, das in diesem Jahr herauskommt, gestaltet er mit einem Künstler aus Holland.

Giselher Quast

**»Resignieren werde ich nie,
ich habe Widerstand
von der Pike auf gelernt.«**

Giselher Quast weiß, was es heißt, Außenseiter zu sein. Als Pfarrerssohn und überzeugter Christ lebte es sich im DDR-Regime alles andere als einfach. Am Ende konnte ihm das System weder den Glauben an Gott noch den an die Menschen nehmen. Mit dem Magdeburger Domprediger Giselher Quast kommt ein unbequemer Humanist zu Wort, der früh lernte, wie wichtig Ideale im Leben sind.

Interview und Fotos: Jörn Zahlmann



Herr Quast, wann waren Sie das letzte Mal so richtig wütend?

Schwierige Frage, gleich zu Beginn. Ich bin ein Mensch, der versucht, zu vermitteln. Wut gehört nicht zu meinen Stärken. Viel eher überfällt mich Trauer bei einigen Themen. Ich merke auch, dass ich mit dem Alter weitherziger werde. Sowieso ist das eine der größten Errungenschaften des Alters: Abzuwägen, ob sich das Verrücktmachen lohnt oder ob man seine Kraft nicht lieber in andere Dinge investiert.

Woran merken Sie das zum Beispiel?

Ich war auch mal ein junger, wilder Pfarrer. Gerade zu DDR-Zeiten habe ich die Leute, die nur einmal im Jahr aus nostalgischen Gründen an Heiligabend in die Kirche gingen, scharf auf's Korn genommen. Heute greife ich bei Gottesdiensten niemanden mehr an. Ich denke mir nämlich: Gerade wenn die Leute nur einmal im Jahr in die Kirche kommen, müssen Sie eine Botschaft erhalten, die sie trifft und zum Nachdenken anregt. Das Wichtigste ist doch, die Menschen zu erreichen.

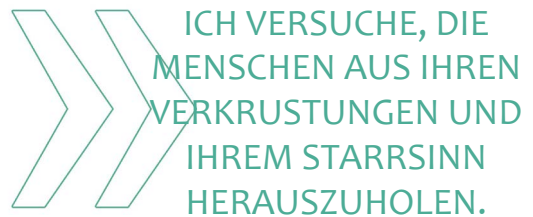
Zurück zum Thema Wut. Was haben Sie gefühlt, als Sie von den Anschlägen in Paris erfuhren?

Wut ist hier das falsche Wort. Mich beschämt sehr, dass jede Religion mit ihren hohen Idealen von ihren Anhängern derart missbraucht werden kann. Natürlich kann ich nicht für die ganze Kirche oder für eine ganze Religion sprechen. Ich kann nur für mich selbst entscheiden, wie ich als Vertreter eines Glaubens sein kann, wie ich ethisch handle, wie ich auf Menschen zugehe. Wenn ich etwas verurteile, dann verurteile ich die Handlungen, aber nie die Menschen

als solche. In mir wohnt noch immer die Hoffnung, dass es Wege gibt, Menschen zu erreichen und ihre Denkweise zu verändern. Ich versuche, die Menschen aus ihren Verkrustungen und ihrem Starrsinn herauszuholen.

Trotzdem: Wenn wir uns das Jahr 2015 mit all den gesellschaftlichen Rückschlägen vor Augen führen, lässt Sie das nicht resignieren?

Nein, ich resigniere niemals. Schon in meiner Kindheit in der DDR lernte ich, eine Minderheit zu sein, gegen den Strom zu schwimmen – gegen einen übermächtig wirkenden Staat. Ich war als Christ in der damaligen Gesellschaft immer gefordert, weil ich mich nicht verstecken wollte. Auch wenn es jetzt 25 Jahre später so aussieht, als ob die Gesellschaft in eine ähnliche Ohnmacht fallen könnte: Resignieren werde ich nie, ich habe Widerstand von der Pike auf gelernt.



Als Kind einer Pastorenfamilie waren Sie Außenseiter in der DDR. Sie wurden später von der Stasi überwacht, waren Mitinitiator der Montagsdemonstrationen in Magdeburg. Fanden Sie den Mut dazu bei sich selbst oder im christlichen Glauben?

Mit meinem Elternhaus hatte ich schon immer ein Umfeld, das mich stark in meiner



Überzeugung prägte. Der Staat hat die Kirche zwar nicht direkt verfolgt, aber mit sehr harten Maßnahmen konfrontiert. Pfarrerskinder bekamen zum Beispiel keinen Oberschulplatz und wurden nicht zum Abitur oder zum Studium zugelassen. Dabei hatte ich immer uneingeschränkten Rückhalt in meinem Elternhaus und der kirchlichen Gemeinschaft. Ich war zehn, als ich anfang, gemeinsam mit 80 anderen Kindern im Magdeburger Domchor zu singen. Dort waren alle oppositionell. Diese Gemeinschaft war immens wichtig. Wenn man in der DDR als überzeugter Christ in die Isolation geriet, ging der Glauben ziemlich schnell kaputt. So waren zumindest meine Erfahrungen. Eine eigene Überzeugung und eine tragfähige Gemeinschaft, das waren die wichtigsten Faktoren für Mut.

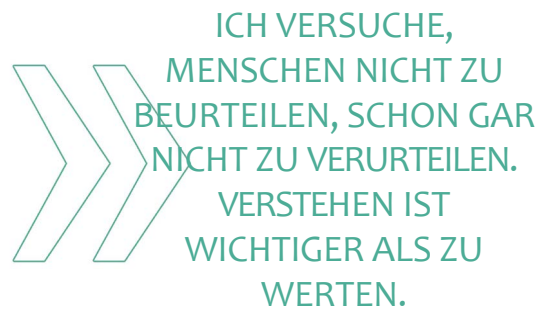
Mit welchen Mitteln haben Sie sich gegen die Schikanen des Staates gewehrt?

In Jugendgruppen sprachen wir damals viel darüber, wie man am besten in bestimmten Situationen reagiert. Als ich bei der Musterung den Wehrdienst verweigerte, fragte mich der Offizier, ob ich denn nicht mit der Waffe mein Heimatland gegen die imperialistischen Kräfte verteidigen würde. Ich sagte ihm, nicht mein Glaube, sondern Gott verbiete das. Das war eine Größe, mit der er nicht umgehen konnte (*lacht*). Darauf wusste der Offizier nicht mehr, was er antworten sollte. Es war wichtig, offensiv zu reagieren und sich nicht mit seinem Glauben zu verstecken. Andere Erlebnisse zeigten mir, dass die Abneigung gegen die Kirche nicht von den Menschen selbst, sondern vom System kam. Einmal hatte unsere Lehrerin, die mich vor der ganzen Klasse als »Pastorschwein« bezeichnet

hatte, das Klassenbuch zu Hause vergessen. Sie gab mir ihren Haustürschlüssel und ließ es mich holen. Wahrscheinlich, weil sie dachte, dass sie einem Pfarrerssohn vertrauen kann und der zu Hause nicht klagt (*lacht*).

Anfeindungen waren also Bestandteil Ihres Alltags in der DDR. Wie sind Sie mit Angst umgegangen?

Als ein eher zartes, musikalisches Kind hatte ich früher oft Angst vor körperlicher Gewalt. Ich wurde auch ein paar Mal verprügelt. Angst vor den Konsequenzen meiner Einstellung hatte ich nie. Ich habe mir in meinem Herzen einen ganz naiven Kinderglauben bewahrt: Dir kann nichts anderes passieren, als das, was Gott zulässt. Was nicht heißt, dass mir nie etwas Schlimmes zustoßen kann. Aber bei allem, was mir passiert, werde ich immer diesen inneren Halt haben. Ein Urvertrauen, das mich trägt.



ICH VERSUCHE,
MENSCHEN NICHT ZU
BEURTEILEN, SCHON GAR
NICHT ZU VERURTEILEN.
VERSTEHEN IST
WICHTIGER ALS ZU
WERTEN.

Glaube war für Sie immer auch Protest. Wäre Ihre Hingabe zum Christentum genauso entbrannt, wenn Sie anders sozialisiert worden wären?

Wir leben immer in Kontexten und Bezügen zu Menschen. Ich bin froh, dass ich so aufgewachsen bin. In Lateinamerika wäre ich vielleicht als Priester auf die Barrikaden

gegangen und ganz und gar nicht pazifistisch gewesen. Ein Mitläufer wollte ich nämlich nie sein. Ich habe oft das Gefühl, dass Gleichgültigkeit noch schlimmer als Fanatismus ist. Vielleicht wäre ich unter anderen Umständen aber auch ein Christ geworden, der einmal im Jahr zur Kirche geht und den lieben Gott sonst einen guten Mann sein lässt. Wer weiß?

Sie waren zwar Initiator der Montagsdemonstrationen in Magdeburg, haben sich aber kritisch über den Verlauf der Wende geäußert. Was hat Sie gestört?

Drei Prozent der Menschen gingen damals auf die Straße, die restlichen 97 Prozent standen hinter der Gardine. Mit drei Prozent kann man einen morbiden Staat stürzen, aber keinen neuen regieren. Ende 1989 dachte ich, dass jetzt die oppositionellen Gruppierungen und Parteien mit neuen Ideen und politischen Programmen kommen. Aber es kam nichts. Die Programme waren dilettantisch und dürftig. Es gab keine politisch denkende Mittelschicht mehr.

Wären Sie ein guter Politiker?

Nein. Dazu fehlt mir die Fähigkeit, Kompromisse einzugehen. Da sind zu viele Zwänge, zu oft muss man sich die Hände schmutzig machen. Als Richard von Weizsäcker nach der Wende zu seinem ersten Besuch in Sachsen-Anhalt nach Magdeburg kam, habe ich ihn durch den Dom geführt. Auf die Frage, wie er seinen christlichen Glauben mit all den Fraktionszwängen, Partei-zwängen, Bündniszwängen vereinbaren könne, schwieg er minutenlang. Und dann sagte er schließlich: »Das ist das Problem, mit dem ich mich mein ganzes Leben herumgeschlagen habe, und worauf ich

immer noch keine Antwort habe.« Das fand ich zutiefst beeindruckend und ehrlich. Pfarrer zu sein, ist viel einfacher, als Politiker (*lacht*).



ICH HABE OFT DAS
GEFÜHL, DASS
GLEICHGÜLTIGKEIT
SCHLIMMER ALS
FANATISMUS IST.

Sie bedauerten, dass die Wende eine bloße Angliederung an den Westen war. An ein kapitalistisches System, das Sie durchaus kritisch hinterfragen. Glauben Sie, dass bei allem Materialismus und Profitdenken in unserer Gesellschaft bald wieder mehr Raum für Spiritualität und Menschlichkeit existieren wird?

Ich vermute, dass unsere Wohlstands-entwicklung an natürliche Grenzen stoßen wird. Die Flüchtlingskrise zeigt uns diese Grenzen auf. Wir wollen immer schneller, höher, weiter. Das schafft ein globales Gefälle, welches zu riesigen Konflikten führt. Darüber beginnen wir aber erst nachzudenken, wenn zigtausende Flüchtlinge vor unseren Grenzen stehen. Es gibt Entwicklungen, die uns zwingen werden, zurück-zustecken. Ich habe wenig Hoffnung, dass menschliche Einsicht und Vernunft die Ursache für Veränderungen sein wird. Sondern schlichtweg die Konsequenzen, mit denen wir konfrontiert werden.

Bei aller Kapitalismuskritik: Gibt es einen materiellen Luxus, den Sie sich leisten?

Meine Frau sagt immer, dass mein Mercedes meine CD-Sammlung ist (*lacht*). Ich höre

viel klassische Musik. Ich habe im Domchor gesungen und außerdem Klavier- und Orgelspielen gelernt. Und für französische Chansons habe ich ein besonderes Faible.

Kaufen Sie Ihre CDs gebraucht oder neu?

Unterschiedlich, und dabei bin ich auch völlig unvernünftig. Wenn ich etwas haben will und es gebraucht nicht sofort verfügbar ist, kaufe ich es neu zum teureren Preis (*lacht*). Es gibt Kantaten von Bach, von denen ich bestimmt 15 verschiedene Aufnahmen habe. Nur um zu hören, ob es nicht vielleicht doch jemanden gibt, der sie noch schöner singt.

Als Pastor hat man gerade bei der Seelsorge viel mit Leid zu tun, mit tragischen Schicksalen. Wie gehen Sie damit um?

Ich werde in meinem Berufsleben mit viel Leid konfrontiert. Ich habe in Magdeburg Menschen in den schwierigsten Situationen begleitet. Ich habe Beerdigungen von Selbstmördern oder Kindern gehalten. Und so komisch das klingt: Ich mache es gern. Weil ich als Pfarrer kein Trauernder bin, sondern für die Angehörigen da sein muss. Ich versuche dann, der Fels in der Brandung zu sein. Und es ist wichtig, welche Beziehung man selber zu Leid und Tod hat. Vor dem Tod habe ich keine Angst. So konnte ich sogar meine eigenen Eltern beerdigen, als letzten Liebesbeweis sozusagen.

Können Sie bei all der emotionalen Bindung an Ihren Beruf gut abschalten?

Ich kann sehr gut Urlaub machen und alles fallen lassen, ohne auch nur einmal an den Dom zu denken. Ich kenne Kollegen, die nie Urlaub machen, weil sie sich für unentbehrlich halten. So bin ich nicht. Ich fahre gerne

weg, aber komme auch genauso gerne wieder. Es gibt also einen inneren Abstand, den ich mir gönne.

Wann hatten Sie Ihre stärksten Momente als Geistlicher?

(*überlegt lange*) Die stärksten Momente sind für mich die, wenn etwas schmilzt. Wenn eine Verhärtung plötzlich weich wird und Menschen anfangen, Bitterkeit aufzugeben. Wenn innerlich Mauern einstürzen und alles anders wird. Das kann dann passieren, wenn man Menschen ehrliches Vertrauen entgegenbringt, wenn sie sich aufgefangen fühlen und sich nicht verteidigen müssen. Deshalb habe ich auch bei Menschen, die Schlimmes getan haben, immer versucht, verständnisvoll zu reagieren. Ich versuche, Menschen nicht zu beurteilen, schon gar nicht zu verurteilen. Verstehen ist wichtiger als zu werten.

Vista.schon?

Giselher Quast wurde 1951 als Sohn eines Pfarrers geboren. Trotz staatlicher Hindernisse trat Quast in die beruflichen Fußstapfen seines Vaters und studierte an einer kirchlichen Hochschule Theologie. Seit 1979 ist er Prediger am Magdeburger Dom. Als engagierter Christ und Mitinitiator der Montagsdemonstrationen in Magdeburg war er auch im Visier der Stasi. Für sein vielfältiges Engagement wurde er 2002 zum *Magdeburger des Jahres* gewählt.



Thomas Webel

»Als Landrat muss man für alle Menschen da sein.«

Wie es sich eben für einen CDU-Landesvorsitzenden gehört, wird Thomas Webel zum Interviewtermin chauffiert. Doch während der Verkehrsminister im Gespräch über reparaturbedürftige Mopeds plaudert, traut man ihm die Anreise auch auf seinem alten Simson-Motorroller zu. Webel gibt nicht viel auf Glanz, ist gleichzeitig Minister und Dorfmensch. Mit *Inter.Vista* sprach er über sein Leben zwischen Brüssel und Börde.

Interview und Fotos: Rosanna Fanni und Jörn Zahlmann



Auf der Internetseite Ihres Ministeriums kann man Autogrammkarten bestellen. Wie viele haben Sie schon unterschrieben?

In den zurückliegenden fünf Jahren müssten es rund 100 Stück gewesen sein. Übrigens habe ich mir sagen lassen, dass meine Autogrammkarten bei *Ebay* die teuersten sind (*lacht*).

Wann haben Sie das letzte Mal Frau Merkel getroffen?

Als Landesvorsitzender und Mitglied des Bundesvorstandes der CDU bin ich mindestens alle drei Wochen in Berlin. Ich habe sie vorigen Montag bei einer Bundesvorstandssitzung der CDU getroffen. Frau Merkel hat die Eigenart, immer bei uns an der rechten Seite vorbeizugehen und gibt uns zur Begrüßung die Hand. Den Linkssitzenden nicht. Das hat aber keine politischen Gründe (*lacht*). Wir haben diese Sitzordnung schon seit vielen Jahren.

Innerhalb der Union wird gerade heftig gestritten. Sind Sie eher konsensorientiert wie Frau Merkel oder streitlustig wie Herr Seehofer?

Streit macht das Leben nicht schöner. Im Konsens und im Einvernehmen lebt es sich viel einfacher, aber wenn es sein muss, kann ich auch hart sein. Trotzdem bin ich eher dafür, einen Konsens zu finden. Nach 20 Jahren Kommunalpolitik weiß man, dass man für alle Menschen da sein muss.

Sie sind also kein Einzelkämpfer, wie es für Politiker eher üblich ist?

Nein, ich bin ein Teamplayer. Man muss in der Politik nicht immer die Ellenbogen ausfahren, sondern die Leute mitnehmen und motivieren. Ich versuche, auch zusammen

mit politischen Mitstreitern, die Dinge zu organisieren. Wir sind in Sachsen-Anhalt seit 2006 in einer Großen Koalition. Und da muss man auch als Team arbeiten. Politik ist wie eine Ehe: Da kann auch nicht jeder nur seinen Weg gehen, sonst geht es auseinander.

Könnten Sie sich Politik auch auf Bundesebene vorstellen?

Nein, Bundespolitik war für mich nie eine Option. 1994 sollte ich für den Bundestag kandidieren. Das habe ich abgelehnt. Für Veränderungen auf Bundesebene braucht man einen langen Atem. Auf Landesebene kann man viel mehr gestalten.



Was waren Ihre ersten konkreten Veränderungen im Amt als Landrat?

Wir wollten alle den Landkreis und Sachsen-Anhalt nach vorne bringen, etwas in der Region verändern. Zuerst stellten wir die Verwaltung so auf, dass Mitarbeiter eigenständig Dinge auf den Weg bringen konnten. Auch bei der wirtschaftlichen Entwicklung mit den Bürgermeistern und Unternehmen hat sich viel getan. Wir mussten die Menschen in Lohn und Brot führen. Der ehemalige Landkreis Wolmirstedt war ein Agrarkreis, und heute ist es eine wirtschaftlich starke Region in Sachsen-Anhalt. Wolmirstedt hat eine Arbeitslosenquote von 5,5 Prozent, das ist unter dem

deutschen Durchschnitt. Wir wollten etwas verändern, und das haben wir auch getan.

Auch heute stoßen Sie viele Veränderungen an, beispielsweise den Moped-Führerschein ab 15 Jahren. Woher kam die Initiative?

In der DDR durften wir die 50-Kubik-Mopeds auch schon mit 15 fahren. Heute gibt es in Sachsen-Anhalt ein Mobilitätsproblem im ländlichen Raum, deshalb haben wir den Führerschein ab 15 eingeführt. Das Projekt verläuft sehr positiv: Es gibt viele Absolventen und gleichzeitig hat die Unfallstatistik nicht zugenommen. Der Führerschein lohnt sich, weil er die Jugendlichen mobil macht. Was wir früher mit 15 konnten, können die jungen Leute heute auch.

Wann sind Sie das erste Mal Moped gefahren?

Ich habe meinen Führerschein auf einer *Simson SR2* gemacht, das war im Herbst 1969. Die Prüfung war damals sehr einfach: Wir mussten eine Seite mit sechs Verkehrszeichen und drei Vorfahrten ausfüllen und eine Acht fahren. Die gängigen Modelle zu meiner Jugendzeit waren *Simson Star*, *Schwalbe* und *Spatz*. Ich bin einen *Star* gefahren.

Haben Sie auch an Ihrem Moped geschraubt?

Ich habe oft Mopeds repariert, auch für meine Freunde. Bei meinem *Star* war der Vergaser das größte Problem. Den musste ich oft sauber machen, und das könnte ich auch heute noch (*lacht*). Man musste einfach sehr geduldig sein. Wenn eine Schraube zwanzig Mal runterfällt, dann schimpfe ich nicht, sondern versuche es zum einundzwanzigsten Mal.

Später haben Sie Elektronischen Gerätebau in Dresden studiert. Profitieren Sie heute noch davon?

Ich war für die Landwirtschaft tätig und als Leiter in der Materialbeschaffung lernte ich, die Dinge einfach anzugehen. Man brauchte ein Gefühl für den Umgang mit den Menschen, um die fehlenden Ersatzteile beschaffen zu können. Beziehungen waren sehr wichtig. Heute bringen die Verkäufer ihren Kunden Geschenke mit. In der DDR war das andersherum: Wir brauchten die Ersatzteile und haben dafür ein paar Champignons, etwas Spargel oder einen Wein mitgebracht. Und wenn jemand Sorgen hatte, hat man sich das auch angehört. So war das eben. Für meinen jetzigen Job als Minister war es eine gute Schule.



Haben sich die Menschen im ländlichen Raum nach der Wende verändert?

In der DDR waren finanziell fast alle gleichgestellt, deshalb wollten zu DDR-Zeiten nur wenige in eine leitende Funktion. Ein ehemaliger Kommilitone in Dresden war später Doktor der Chemie. Er ist für die Müllabfuhr gefahren, weil er als Akademiker vielleicht 1.100 Ostmark verdient hätte – bei der Müllabfuhr waren es 2.000 Ostmark. Heute ist das System anders: Die Menschen mit guter Ausbildung sind finanziell besser gestellt als Menschen ohne Ausbildung. Das muss auch so sein.

Was hat sich konkret verändert, als Sie Minister geworden sind?

Im Vergleich zum Landratsposten hat sich der Arbeitsumfang nicht verändert. Ein Tag hat eben nur 24 Stunden. Heute darf ich allerdings nicht mehr so frei über die Finanzen entscheiden. Als Landrat verfügt man selbst über sein Budget, in der Landesregierung gibt es dafür einen Finanzminister.



Würden Sie andere Politik machen, wenn Sie vorher nicht in der Kommunalpolitik tätig gewesen wären?

Ja, dadurch ist mir das Eingewöhnen leichter gefallen. Ich bewundere die, die den Mut haben, ohne Erfahrung in eine solche Funktion zu gehen. Als Chef des Ministeriums trägt man für viele Mitarbeiter Verantwortung. Vorerfahrungen machen es deutlich leichter.

Wann haben Sie sich als Politiker das letzte Mal persönlich angegriffen gefühlt?

Vor über einem Jahr wollte mir ein Redakteur etwas wegen einer Fördermaßnahme noch vor meiner Zeit als Minister anhängen. Es war eine zusammengedichtete Geschichte. Die Recherche war nicht gut, nur basierend auf Unterstellungen.





Das hat mich mächtig geärgert. Zu diesen Angriffen habe ich im Landtag Stellung genommen und seitdem habe ich Ruhe.

Haben Sie jemals im Nachhinein bemerkt, dass Sie jemanden – auch unbeabsichtigt – angegriffen haben?

Nein, ich greife generell keine Menschen an. Ich trete keinem vor das Schienbein, aber wenn mich einer tritt, trete ich zurück.



NACH 20 JAHREN
KOMMUNALPOLITIK
WEIß ICH, DASS
MAN FÜR ALLE
MENSCHEN
DA SEIN MUSS.



Sie engagieren sich schon lange Zeit für den Kraftsport, waren selber Kraftsportler. Worin begründen Sie diese Leidenschaft?

In Samswegen trainiert die Bundesligamannschaft im Gewichtheben, sie wurde als »Stärkstes Dorf der Welt« ausgezeichnet. Ich bin seit 1992 Präsident des Landesverbandes Gewichtheben und damit der Dienstälteste in Sachsen-Anhalt. Bei mir darf nur der aufhören, der auch einen Nachfolger mitbringt. Und jetzt muss ich das wohl bis in alle Ewigkeit machen (*lacht*).

Sie sind beruflich immer in Sachsen-Anhalt geblieben. Was bedeutet Heimat für Sie?

Ich habe mich nach dem Studium in Dresden bewusst dazu entschieden, hierher zurückzukehren. Für mich ist Heimat dort, wo man aufgewachsen ist, wo Freunde und

Familie sind. Mit Nachbarn, auf die man sich verlassen kann, die hilfsbereit sind, mit denen man ein Bierchen trinken kann. Insbesondere im dörflichen Bereich gibt es immer Freunde, die uneigennützig helfen.

Welche Rolle spielt der Beruf als Politiker in Ihrem Privatleben?

Wenn Politisches in meinem Freundeskreis angesprochen wird, heißt es: »Hol' dir einen Termin im Büro«. Mit Freunden schalte ich ab, dann ist das Thema Politik tabu. Ansonsten könnte man sein Privatleben nicht mehr führen.

Was möchten Sie gerne noch loswerden?

Es gibt drei Dinge, die ich nicht mache, das wissen auch meine Mitarbeiter: Ich koche nicht in Kochshows, ich tanze nicht in Tanzshows, und ich lese Schülern nichts vor. Damals mussten wir auch selber lesen.

Vista.schon?

Thomas Webel, Jahrgang 1954, ist Minister für Landesentwicklung und Verkehr in Sachsen-Anhalt. Er wuchs in der Region Börde auf und begann dort seine politische Karriere in der Landratsverwaltung des ehemaligen Landkreises Wolmirstedt. Von 1991 bis 2011 war Thomas Webel Landrat in drei Landkreisen im Westen Sachsens-Anhalts. Der CDU gehört er seit der Gründung des Landesverbandes an und wurde 2004 zum Landesvorsitzenden gewählt. Bis heute lebt der Minister in seinem Heimatort Klein Ammensleben in der Börde.

Jacqueline Görke

»Ich bin ein Stadtfeldkind.«

Sie hasst die Wegwerfgesellschaft. Mit ihrem Upcycling-Unternehmen *liebeswert.design* will die Magdeburgerin Jacqueline Görke dem Wegwerftrend etwas entgegensetzen.

Alte ausrangierte Klamotten verwandelt sie in neue Herzstücke. Warum sie Berlin meidet und weshalb die Rentenversicherung ihren Laden farbiger machte, erzählt sie *Inter.Vista*.

Interview und Fotos: Antonia Baewert



Was ist an Deinen Klamotten gerade selbstgemacht?

Der Rock. Den Stoff habe ich aus einem Maskentheater in Hannover, das sich aufgelöst hat. Dort stieg ich über Stoffberge und habe mir davon viele mitgenommen.

Wie lange brauchst Du für ein Stück?

Das ist ganz unterschiedlich. Bei einem Stoff vom Ballen ist das Stück ruck-zuck zugeschnitten. Wenn ich ein Designstück aus einer alten Klamotte mache, dann muss ich den Stoff stückeln und zusammennähen, das dauert natürlich länger.



Dein Laden wird beschrieben als ein Kreativladen mit handgemachter Upcycling-Mode und Accessoires. Was bedeutet denn Upcycling?

Upcycling bedeutet soviel wie aufwerten. Viele Klamotten, die man noch tragen könnte, werden weggeworfen. Ich nutze Stoffe, die ein Vorleben hatten. Ich hasse die Wegwerfgesellschaft und es liegt mir am Herzen, alte Klamotten aufzuwerten. Ich bin ein Mensch, der an gewissen Werten hängt. Deswegen auch *liebeswert.design*: meine Liebe zu Werten.

Wie bist Du dazu gekommen, einen eigenen Laden aufzumachen?

Ich war Wissenschaftlerin am *Fraunhofer-Institut* für Fabrikbetrieb und -automatisierung IFF und leitete Logistikpro-

jekte. An einem wunderschönen Sommertag saß ich an der Elbe und häkelte Handytaschen. Und im Advent verkaufte ich diese auf dem *Moritzhof*, was gut bei den Magdeburgern ankam. So fing meine Selbstständigkeit an. Es war einfach Schicksal. Dann habe ich mich mit einer Designerin zusammengetan und im September 2013 den Laden eröffnet.

Führst Du Deinen Laden allein?

Liebeswert.design mache ich ganz allein, aber im Moment habe ich großes Interesse daran, geflüchtete Frauen als Praktikantinnen aufzunehmen. Die Frauen haben ganz andere Fertigkeiten als ich und so können wir uns austauschen.

Was entwirfst Du in Deinem Atelier? Welche Stücke verkaufen sich am besten?

Ich habe mittlerweile ein kleines Sortiment. Angefangen habe ich mit Kissenhüllen und Taschen und mittlerweile mache ich unter anderem Jacken, Capes, Ponchos, Röcke und Kleider. Man kann aus einem persönlichen Stück, einem Hemd von Papa oder vom Freund, schöne Kleider kreieren. Ein Herzstück. Wenn die Leute mit so einem Teil zu mir kommen, mache ich daraus etwas Neues. Das ist wunderbar. Jedes Stück ist ein Unikat.

Dein ungewöhnlichster Auftrag war...?

Ich musste einmal ein Last-Minute-Brautkleid entwerfen und schneidern. Zwei Monate vor dem Hochzeitstermin bekam ich den Auftrag von der Braut. Dann haben wir das Brautkleid um eine wunderschöne Klöppelspitze gebaut, im Vintage-Stil. Das Kleid ist zum Glück rechtzeitig fertig geworden.



Warum im Stadtfeld?

Ich bin ein Stadtfeldkind. Stadtfeld erinnert mich an das Dorf, an mein Zuhause. Ich grüße ständig die Leute in der Nachbarschaft. Egal, wer hier vorbeigeht. Ich wohne auch hier und fühle mich wohl. In Stadtfeld bin ich angekommen. Hier habe ich meine Freunde, hier kenne ich mich aus. Anfang März wird mein Laden in Stadtfeld Ost zu finden sein. Das Atelier wird ein größeres privates Shoppingambiente für meine Kundschaft bieten.

Wann hast Du mit dem Nähen begonnen?

Mit sechs Jahren nähte ich das erste Mal mit

meiner Oma an einem Faschingskostüm. Nach der Schule war ich oft bei meinen Großeltern. Wenn ich nicht draußen im Garten war, dann nähte ich. Meine Oma hat mir Nähen beigebracht, und auch Häkeln und Stricken. Sie zeigte mir alles, was ich heute an Handwerksarbeit kann. Später eignete ich mir noch mehr Techniken an.


Woher kommt Dein Know-how in Sachen Unternehmenstätigkeit und Design?

Im ersten Jahr nahm ich an drei Existenzgründungsprojekten teil. Dort lernte ich, wie man seine Unternehmenspersönlichkeit fördert. Ansonsten habe ich einen

Nähkurs in einem Stoffladen in Magdeburg gemacht, Bücher gelesen und Zeitschriften angeschaut. Oft ist man bei einem Schnittmuster mit einer neuen Technik konfrontiert, mit der man sich auseinandersetzen muss.

Nimmst Du mit Deinen Designs an Fashion Shows teil?

Ich nehme gern an Fashion Shows teil. Letztes Jahr war ich bei der *Modavision*. Dort sind die ehemalige *Miss Germany* und ein anderes wunderschönes Model in einem Hemdkleid aus Jeansstoff, einem Hemdrock und Rollkragenpullover für mich gelaufen. Des Weiteren habe ich das Ziel, für unsere Landesvertretung auf die *Fashion Week* nach Berlin zu fahren. Ich muss nicht unbedingt eine Fashion Show auf die Beine stellen. Ich bin kein öffentlichkeitsliebender Mensch. Eher ein schüchterer Typ.



ICH BIN EIN STROM-
UND WASSERSPARER,
EIN WIEDER-
VERWENDER, SAMMLER
UND MUNDRÄUBER.

Hast Du ein Vorbild in der Kunstszene?

Ich beschäftige mich viel mit Haute Couture, mit den Designern und Kollektionen. Ich orientiere mich aber daran, was ich gerne sehen würde. Mein Geschmack. Ich liebe das Außergewöhnliche und entwerfe Sachen, die nicht jeder tragen würde. Meine Hemdröcke sind ein Beispiel dafür. Vorn kurz, hinten lang. Spezieller Stoff, spezieller Look.

Welche Kundschaft kommt in Deinen Laden?

Es kommen eher Familien, die nachhaltig leben wollen, die Bio-Produkte einkaufen und nicht so sehr auf ihr Geld achten müssen. Ein Designerstück ist nicht mit einem Stück von *H&M* zu vergleichen. Trotzdem kommen auch immer mehr Studenten in meinen Laden.

Kommt Dein Konzept bei den Magdeburgern an?

Ja, es kommt bei den Magdeburgern an. Es zählen immer mehr Magdeburger zu meinen Kunden. Trotzdem sind Städte wie Leipzig und Dresden noch nachhaltiger und die Resonanz auf den Märkten ist dort größer.

Sieht man Deine Mode auch außerhalb von Magdeburg?

Ich lebte zwei Jahre in Schweden und weiß, wie kreatives Handwerk dort funktioniert. Mittlerweile bin ich deutschlandweit auf Märkten unterwegs. Mal in Dresden, Braunschweig, Leipzig, Magdeburg. Als Nächstes wird sich das nach Potsdam und Hannover ausdehnen.

Für Kreative bietet Berlin eine große Plattform, um sich zu entfalten. Warum lieber Potsdam?

In Potsdam sind die, die richtig Wert auf Qualität legen. Berlin hat schon eine große Upcycling-Szene, in der ich mich noch zu klein fühle.

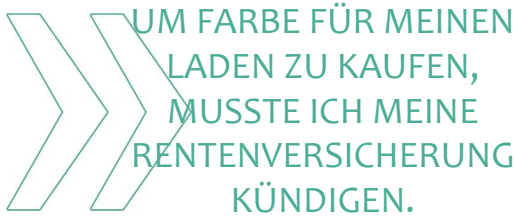
Könntest Du Dir vorstellen, Magdeburg zu verlassen?

Leipzig ist eine spannende Stadt, aber ich bin Magdeburger. Ich habe mein ganzes

LebennachMagdeburgverlagert.Momentan überlege ich nicht, umzuziehen.

Wie wichtig ist Dir Nachhaltigkeit?

Sehr wichtig. Ich kann es natürlich nicht in jeder Lebenssituation umsetzen und jeden Tag Bio- oder nur regionale Produkte einkaufen. Aber ich würde das gerne tun, weil es für mich zur Nachhaltigkeit gehört. Im Rahmen meiner Möglichkeiten bin ich aber sehr nachhaltig. Ich bin ein Strom- und Wassersparer, ein Wiederverwender, Sammler und Mundräuber. Wenn die Bäume anfangen, Früchte zu tragen, pflücke ich das Obst und koche es ein. Mir liegt es am Herzen, dass die Menschen nachdenken, wenn sie ein Stück bei mir kaufen. Das Stück trug schon mal jemand.



Gehst du gerne im Allee-Center Klamotten shoppen?

Das Allee-Center ist für mich tabu. Ich könnte nachts nicht schlafen, wenn ich mir dort ein Shirt von H&M kaufen würde. Ich trage nur noch Secondhand-Klamotten und gebe kein Geld mehr für Klamotten aus. Ansonsten tausche ich nur.

Wann hast Du damit angefangen, nicht mehr in Läden wie H&M zu gehen?

Mit Beginn meiner Selbstständigkeit. Ich

stehe durch das *KlamottenKarussell* und mein Label im öffentlichen Leben. Das könnte ich nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, dort Klamotten zu kaufen. Obwohl es mich manchmal in den Fingern juckt, wenn ich ein schönes, günstiges Kleid sehe.

Was steckt hinter dem Klamotten-Karussell?

Das ist eine Veranstaltung, bei der Leute ihre Klamotten tauschen können. Dabei muss man nicht unbedingt eigene Sachen mitbringen. Das *KlamottenKarussell* lebt davon, dass Leute ihre Sachen ausrangieren und sich andere Teile mitnehmen. So zirkuliert das Karussell. Bei der Veranstaltung wird auch ein kleiner Unkostenbeitrag verlangt.

Wie seid Ihr auf das KlamottenKarussell gekommen?

Das *KlamottenKarussell* ist eine Kooperation von *liebeswert.design* und der *BUNDjugend*. Die Industriedesignerin Marie Strübe hat sich das Konzept überlegt und zusammen haben wir es ausgefeilt. Aus einer kleinen Testveranstaltung wurde eine sehr bekannte und beliebte Veranstaltung in Magdeburg. Ohne das *KlamottenKarussell* oder private Sachenspender könnte ich mein Unternehmen nicht führen. Das ist der Kreislauf meines Unternehmens.

Wie stehen die Magdeburger zum Thema Nachhaltigkeit?

Die Anzahl der Leute, die sich für Nachhaltigkeitsthemen interessieren, wird größer. Bei dem JVA-Kunstprojekt im Sommer 2015 war es bemerkbar. Wir organisieren jedes Jahr mehrmals unser *Klamotten-*



Karusell. Wir fingen mit zehn Frauen an und mittlerweile sind es über 220 Leute, die pro Veranstaltung kommen. Das zeigt mir, dass es ein Interesse an Nachhaltigkeit gibt. Stadtteilgärten schießen überall hoch, an vielen Ecken findet man Foodsharing-Kühlschränke. Das Angebot wird größer.

Ist es schwierig, sich als Start-Up-Unternehmen in der Kunstszene Magdeburgs zu etablieren?

Es ist schwierig, sich hier bekannt zu machen, weil die Kultur- und Kreativszene sehr klein und schmal besetzt ist. Mittlerweile gibt es auch nicht mehr so viele Projekte für Gründer in der Kreativszene. Generell ist Magdeburg sehr vorsichtig, denn die Stadt beschäftigt sich mit anderen Themen als Design. Ich bin jetzt im dritten Jahr meiner Selbstständigkeit und kann davon noch nicht komplett leben.

Hattest Du Existenzängste?

Ich bin eine Existenzgründerin, die aus dem Nichts kam. Ich hatte kein Geld. Um Farbe für meinen Laden zu kaufen, musste ich meine Rentenversicherung kündigen. Ja, natürlich habe ich immer wieder Existenzängste. Aber ich wäre keine Unternehmerin, wenn ich dem nichts entgegensetzen würde. Wenn es weh tut, dann muss ich da durch oder aufhören.

Haben sich die letzten drei Jahre für Dich gelohnt? Würdest Du diesen Schritt nochmal wagen?

Jederzeit! Es gab Zeiten, da wusste ich nicht, wovon ich mir mein Brot kaufen soll. Gerade in den ersten Monaten war es schwer, da es noch keine Förderung gab. Aber ich würde es jederzeit nochmal wagen. Ich bin meine

eigene Chefin, ich bin jeden Tag kreativ und wenn dann noch jemand ein Teil kauft, dann ist das ein wunderbares Kompliment für mich. Deswegen halte ich durch, obwohl ich noch nicht davon leben kann.

Deine Projekte für die Zukunft?

In meinem nächsten Laden in der Olvenstedter Straße werde ich einen permanenten Tauschschrank einrichten. Einen schönen großen alten Kleiderschrank, in den ich meine Sachen reinhänge. Die Leute können jederzeit vorbeikommen, den Schrank durchwühlen, selbst etwas reinhängen oder ein Teil mitnehmen, ohne einen Cent dafür zu bezahlen.

Vista.schon?

Jacqueline Görke, Jahrgang 1981 und Stadtfelderin, absolvierte nach ihrer Ausbildung zur Bürokauffrau ein Studium der Anglistik und Berufs- und Betriebspädagogik in Magdeburg und war anschließend im *Fraunhofer-Institut* für Fabrikbetrieb- und automatisierung IFF als Wissenschaftlerin tätig. Mit der Eröffnung ihres Kreativladens *liebeswert.design*, in dem sie handgemachte Upcycling-Mode und Accessoires verkauft, erfüllte sie sich einen Traum. Ab März 2016 befindet sich ihr Atelier in der Olvenstedter Straße 10 in Stadtfeld Ost.



Danni Nowicki

»Ich habe ein Doppelleben geführt.«

Danni war schon immer Danni. Große Klappe, aber viel dahinter. Aber Danni war einmal Daniel. Jetzt ist sie Daniela. Die 1,95 Meter große Dortmunderin wohnt seit fünf Jahren in Magdeburg und fühlt sich hier pudelwohl. Sie ist charmant, sarkastisch und hat ein ansteckendes Lachen. Ihre Aussagen sind oft mit einem Augenzwinkern gemeint. Warum sie den Bundestag rosa streichen will, was sie bei der Bundeswehr erlebte und wie schwierig es war, zu transitionieren, erzählt sie *Inter.Vista*.


Interview und Fotos: Katerine Janietz

Womit beschäftigst Du Dich in Deiner Freizeit?

Eine Leidenschaft von mir ist Minitrix-Eisenbahnen zu sammeln. Ich koche gerne. Am liebsten Roastbeef. Innen muss es noch »muh« machen (*lacht*). Ansonsten finde ich amerikanische Autos klasse. Ich selbst fahre einen Ford Expedition, was zum Problem von Leuten wird, die sich als Ego-Verlängerung etwa einen BMW X kaufen. Die müssen zum Psychiater, wenn sie mich und mein Riesenauto sehen.

Was machst Du sonst, wenn Du nicht gerade Leuten Angst einjagst mit Deinem Auto?

Ein anderes Hobby ist das Campen. Einen Wohnwagen habe ich zwar, aber in meinem SUV kann man die Sitze umklappen und mit fünf, sechs Freunden auch an die Ostsee fahren. So ein richtig schöner Roadtrip.



ICH SAH AUS WIE
EINE KARIKATUR, ABER
IRGENDWIE AUCH
GEIL, DENN BILLIG WAR
DER FUMMEL NICHT.

Dafür braucht man etwas mehr Zeit. Was steht bei Dir an einem normalen Sonntag an?

Unter der Woche bin ich früh bei der Arbeit. Ich bin kein Mensch, der wie ein junges Reh aus dem Bett hüpfte. Daher ist Sonntag mein großer Ausschlaftag. Wenn meine Freundin da ist, gibt es französisches Frühstück. Danach gehen wir lange spazieren. Entweder durch einen Magde-

burger Park oder manchmal ist irgendwas auf den Dörfern los. Abends kommt im Fernsehen *Polizeiruf 110*. Die alten Folgen aus den Siebzigern und Achtzigern. Dann kommt noch ein bisschen Ostalgie auf.

Wie lange wohnst Du schon in Magdeburg?

Seit ungefähr fünf Jahren. Davor habe ich fast drei Jahre in Calvörde gewohnt. Das war landschaftlich sehr reizvoll. Nach 18 Uhr wurden dort aber die Bürgersteige hochgeklappt. In Magdeburg gefällt es mir besser.

Was findest Du an Magdeburg besonders?

Unsere große schöne Elbpromenade und den riesigen Park auf dem Werder. Inmitten eines großen Stadtgebiets haben wir diese grüne Oase, die in der Elbe schwimmt. Das finde ich bemerkenswert. Außerdem gibt es in Magdeburg eine kleine, nette, feine Kneipen- und Clubszene am Hassel, aber auch in Sudenburg und im Stadtfeld. Die Magdeburger sind unkompliziert. Manchmal sind sie stur, aber grundsätzlich weniger dogmatisch.

Bist Du auch stur?

Stur bin ich auch, aber eher hartnäckig. Allerdings kann ich mich mit neuen Begebenheiten gut arrangieren.

Gefällt Dir die Magdeburger Architektur?

Mit den Plattenbauten wurde etwas übertrieben. Allerdings muss ich sagen, dass ich diesen Zuckerbäckerstil, also den Neoklassizismus aus der Stalinzeit, noch relativ geschmackvoll finde. Wenn auch etwas ungewohnt, da in Westdeutschland schon anders gebaut wurde.

Hast Du einen Lieblingsort?

Mein absoluter Lieblingsort sind die Sandbänke am Wasserfall an dem Wehr an der alten Elbe. Jeden Sommer bin ich dort mit Freunden. Dann wird der Grill ausgepackt und entspannt. Mückenspray hilft gegen Mücken, aber ich bin da hartgesotten. Ich bin zur Hälfte Polin und zu einem Sommer in Polen gehören Mücken dazu. Die schmiert man sich schon morgens auf's Brot.

Du sagtest im Vorfeld, Du möchtest mal Kanzlerin werden.

Ich bin jetzt 39. Vielleicht sollte ich in die Politik einsteigen. Denn so richtig Bock auf Arbeit habe ich eigentlich nicht (*lacht*). Ich bin nicht auf Reichtum aus, aber Macht ausüben... Irgendwann den Bundestag rosa oder gelb streichen. Sich einfach mit etwas Ulkigem verewigen. Oder das Olympiastadion umbauen zu einem Kolosseum mit Gladiatorenkämpfen für den Strafvollzug, das wäre doch was. Für Leute, die richtig Scheiße gebaut haben. Das ist ein bisschen Satire, aber das Volk braucht doch Brot und Spiele.

Hast Du ein Vorbild?

Ja, meinen Onkel. Er war ein genialer Ingenieur mit einem guten Geschäftssinn. Er war zwar unheimlich pedantisch, aber hundertprozentig korrekt. Wenn ich vergleiche, wie er heimwerkte und wie mein Vater es tat: Mein Vater riss die halbe Wand ab, als er Nägel in die Wand schlug und die Bude sah aus wie nach einem Atombombenangriff. Bei meinem Onkel gab es grundsätzlich keine Unfälle. Ein bisschen passt der Vergleich mit Ned Flanders und Homer Simpson. Mein Vater hat die Grazie von Homer Simpson (*lacht*).



ZU EINEM SOMMER
IN POLEN GEHÖREN
MÜCKEN DAZU.
DIE SCHMIERT MAN
SICH SCHON MORGENS
AUF'S BROT.

Worüber sollte sich ein Mensch definieren?

Über einen starken Charakter. Dazu gehört, dass man für seine Mitmenschen da ist, Stress gut verkraftet und Humor hat. Ich finde aber auch, dass sich ein Mensch durch seinen Beruf definiert. Beispielsweise Rettungssanitäter. Wenn das jemand gerne macht, trotz schlechter Bezahlung, finde ich das cool. Wenn sich ein Bankfutzli, der Omas faule Hedgefonds andreht, über seinen Job definiert, ist der nun mal ein Arschloch.

Du selbst bist Ingenieurin.

Ja, in der Industrie-Automatisierung bei *Laempe & Mössner*. Die bauen Kernschießmaschinen und Gießereianlagen. Ich beschäftige mich mit Robotern und Maschinensteuerung. Industrie 4.0. Wir probieren, Kosten, Arbeitszeiten und den Arbeitsaufwand gering zu halten durch Roboterisierung. Darauf bin ich sehr stolz.

Was ist Dein größter Wunsch?

Gesundheit, oder dass ich meinen Hüftspeck loswerde. Quatsch, mein größter Wunsch wäre finanzielle Unabhängigkeit. Genug, um mir eine bescheidene Eigentumswohnung leisten zu können. Eines von den teuer renovierten Lofts in Buckau mit Elbblick wäre toll. Geld allein macht nicht glücklich, aber es ist sehr beruhigend, es zu haben.

Als wer bist Du geboren?

Ich *hieß* Daniel. Als Kind durfte ich sein, wer ich sein wollte und das war schon immer Daniela. Meine Mutter war berufstätig und den ganzen Tag nicht da, meine Oma ließ mich gewähren. Sie war so eine, die ganz locker und ruhig aus dem Höschen geatmet hat. Sie hat den Krieg überlebt, war ein bisschen unordentlich und leicht chaotisch, auf jeden Fall »Anarcho«. Ich würde nicht sagen, dass sie ein Punk war, aber sie hätte wahrscheinlich einen guten abgegeben. Wenn ich mit ihr allein war, war *Sesamstraße* angesagt. Ich war immer das Krümelmonster, sie war Grobi.



Deine Großmutter war also die erste Bezugsperson in Deiner Kindheit?

Ja. Mein Vater war die ersten zwei Jahre in Polen. Er ist ein liberaler Mensch, sodass ich mit ihm eher klarkomme als mit meiner Mutter. Sie hat mich weniger als ein Mensch gesehen, der Gefühle hat, sondern als ihren Besitz, der funktionieren muss. Ich habe aber nicht funktioniert. Sie wollte den Sohn haben. Meiner Oma war es egal. Sie hat schalten und walten lassen und war glücklich. Wir waren wie *Dick und Doof* (*lacht*).

Magst Du Olivia Jones?

Joa. Sie ist ganz witzig. Ich war mit meiner Freundin Daphne schon oft dort, weil ein

guter Freund von uns bei Olivia arbeitet. Wir haben in Magdeburg übrigens auch eine Star-Dragqueen: *Gina Gilette*.

Wann hast Du gemerkt, dass Du eigentlich eine Frau bist?

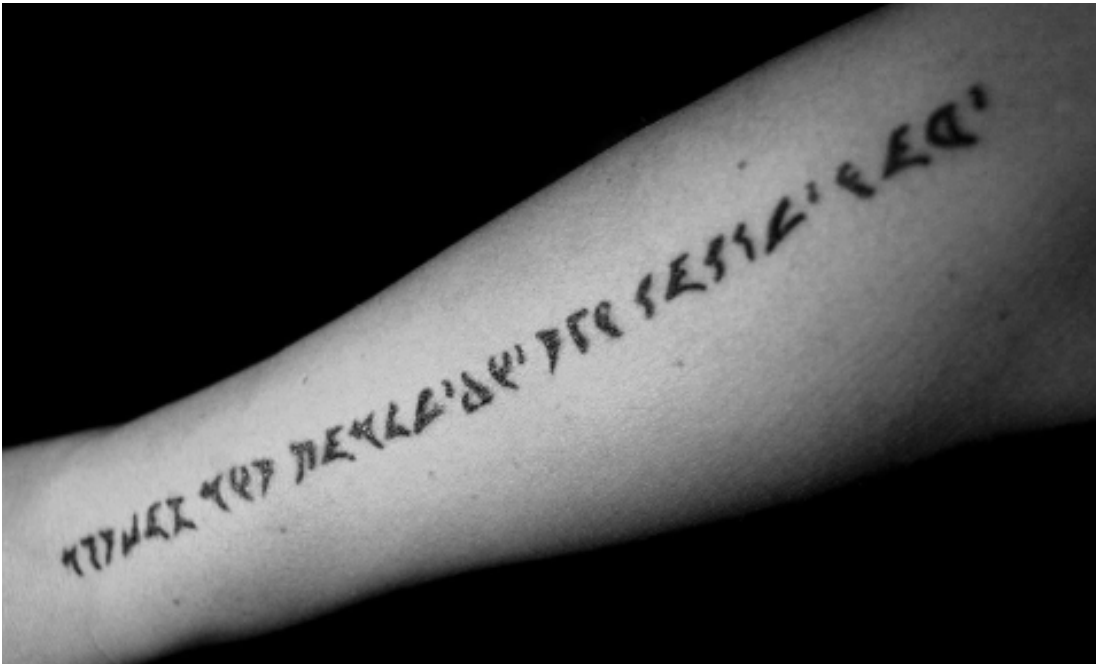
Zu wissen, dass ich anders bin, fing in der Schule an. Da ging es los mit Phrasen wie: »Benimm dich wie ein Junge«. Was ist das denn, ein Junge sein? Das war für mich eine völlig abstrakte und fast schon schizophrene Situation. Da merkte ich, dass ich eine Rolle zu spielen habe.

Wie war für Dich die Namenssuche? War klar, dass aus Daniel Daniela wird?

Ja. Daniela ist früher auch schon oft gefallen. Ich habe mich nie versteckt und hatte keine Lust, mir einen lustigen neudeutschen Namen auszusuchen. Es gibt einige Schwestern, die da voll ins Klo greifen.

Daniela war also schon immer in Dir?

Ja. Nicht real war der Kerl. Daniela kam stückweise zum Vorschein. Ich machte die »Abiturienten-Bespaßung« bei der Bundeswehr mit und war sogar Leutnant. Ich packte das damals gut, da ich überzeugend den Macker spielte. Aber nach Feierabend nahm ich diesen Daniel und hängte ihn in der Garderobe an den Haken. Ich war unheimlich stolz auf mich, denn alle sagten, ich sei nicht gemacht für die Bundeswehr. Dort stellte ich fest, dass meine Mutter schlimmer als mein Ausbildungsoffizier war. Jeden Morgen, wenn er in der Stube stand und uns anschrie, dass wir aufstehen sollten, entgegnete ich, dass mich lange niemand so nett geweckt hat. Der arme Mann war völlig irritiert (*lacht*).



Wann begann Deine Transition?

In der Bundeswehr gab es bereits einen Ausbruch. Leider wurde ich dort nicht längerfristig übernommen, hatte kein Geld und musste wieder zu Hause einziehen. Ich war damals recht weit in meiner Entwicklung und nahm einen Monat lang Hormone. So hatte ich aber keine Kohle, studierte und es dauerte ewig, bis ich einen Job fand und ausziehen konnte. Dadurch ist alles wieder eingeschlafen. Ich bedaure, dass ich damals nicht sturer war. Denn ich habe ein Doppelleben geführt: Die Woche über für meine Familie den Daniel markieren und am Wochenende in Köln die Sau rauslassen. Zu der Zeit war ich eine ziemliche Dragqueen.

Wann hast Du es geschafft, Dich zu lösen?

Als ich mit dem Studium fertig war und wegzog vor sechs Jahren. Das war meine Renaissance. Es war hart. Mit 21 in der

Bundeswehr war ich schon wesentlich weiter. Da war ich bereits beim Psychologen und hatte die Vorgesetzten informiert.

Wurdest Du dort gemobbt?

Nein. Ich war relativ beliebt und unsere Kompanie war ziemlich schwul (*lacht*). Ich war die einzige »Transe«, genoss aber Welpenschutz. Nachdem ich mich outete, kam Daniela immer mehr zum Vorschein. Aus gutem Willen war ich schon »Frau Leutnant«.

Wie hast Du Dein Abenteuer begonnen?

Beim Hausarzt. Die Phase der Erkenntnis beginnt nämlich mit Nervenzusammenbrüchen, Angst und Depressionen. Ich dachte, ich verliere den Verstand. Zuerst bekam ich einfach nur Beruhigungsmittel, es folgte eine Überweisung zum Psychologen. Es mussten einige Knoten gelöst werden,



da ich durch das Rollenspiel über die Jahre ziemlich verkrustet war. Das war ein schmerzhafter Prozess.

Ansonsten warst Du mit Dir zufrieden?

Nein, ich ließ mir die Haare wachsen und trainierte. Die männliche Garderobe und die ganzen Altlasten wurden weggeschmissen. Ich war noch nicht so weit, in Geschäften zu shoppen, also bestellte ich im Versandhandel Klamotten. Röcke tragen ging auch noch nicht. Ich fuhr zu einer Selbsthilfegruppe nach Wolfsburg. Das war niederschmetternd. Es war ein Haufen gruseliger Gestalten, die aussahen wie Tante Uschi aus dem Helge Schneider-Film. Ich merkte: Das ist nicht meine Welt und so will ich nie sein.

Stil- und Treffsicherheit hattest Du von Anfang an?

Oh nein. Ich hatte damals schlechte Extensions, zwängte mich in ein enges Leder-Mini-Etuikleid und klebte mir falsche Möpfe an. Ich dachte, ich sähe ziemlich cool aus. Peinliche Nummer. Ich sah aus wie eine Karikatur, aber irgendwie auch geil, denn billig war der Fummel nicht. Ich zog noch schwarze hochhackige Stiefel an und fuhr mit diesen waffenscheintauglichen Dingern nach Wolfsburg. Wie eine *Femme Fatale* bin ich aus dem Auto gestiegen. Das war eine sehr groteske und rühdige Zeit, muss ich zugeben (*lacht*). Das gehört aber auch irgendwie zum Prozess.

Wie ging es für Dich weiter?

Mir wurde klar, dass ich keine »Trümmertranche« werden will. Das ist ein böses Wort, aber es gibt diese Wiege von gescheiterten Existenzen: vorher Hartz IV, danach Hartz IV und nur am Jammern. Deshalb habe ich mich auf den Hosenboden gesetzt und recherchiert. Geprägt hat mich Lynn Conway, eine in den Siebziger Jahren transitionierte Informatik-Professorin. Ein echtes Schwergewicht, die zeigte, dass es auch anders geht. Ich riss mich zusammen und sparte Geld. Vor vier Jahren fing ich wieder an, Hormone zu nehmen. Ich verkaufte mein Auto. Mit dem Geld tilgte ich Schulden und investierte 15.000 Euro in eine Gesichtsoperation. Ich ließ Stirn, Augenbrauen, Nase, Kinn und Kieferbögen neu machen. Meine letzten Worte vor der OP waren: It's Showtime!

Hast Du Dich bei der Arbeit geoutet?

Klar. Ich habe den Kollegen meinen Plan vorgestellt. Ganz nüchtern, ich bin nicht

auf blutige Details eingegangen und habe ihnen verklickert, dass es vielleicht unseren persönlichen Umgang betrifft, aber den Geschäftsbetrieb nicht beeinträchtigt. Ich habe meinen künftigen Namen vorgestellt, den Zeitaufwand erklärt und alles, was dazu gehört. Das machte ich sogar mit einer Präsentation, damit es sachlich und griffig rüberkommt. Nach der Präsi war die Sache erledigt und wir sind normal in die Mittagspause gegangen.

Warst Du zufrieden mit der Operation?

Ja. Vorher wurde ich immer erkannt. Aber als ich wieder ins Büro kam, gab es ein allgemeines »Wow«. Das war ein richtig toller Sommer 2015. Ich hatte keine Probleme mehr, mich weiblich zu geben. Ich bin zwar groß für eine Frau, aber das Wort »Transe« fiel nicht mehr. Da wusste ich, dass ich das Richtige machte. Ein knappes Jahr später kamen noch der Brustaufbau und die Geschlechtsangleichung dazu.

Ab da warst Du endlich glücklich und zufrieden mit Dir?

Ja. Das erste Mal in die Badewanne steigen und zu merken, dass das Gebammsel nicht mehr da ist. Oder das erste Mal auf dem Fahrrad bemerken: Oh, ich setze mich endlich nicht mehr auf meine Klöten.

Gibt es Grenzen für Dich, Dinge, die Du auf keinen Fall machen würdest?

Es gibt Leute, die schlucken alles an Hormonen. Beispielsweise die Anti-Baby-Pille. Davon hauen die sich bis zu sechs Pillen täglich rein. Sie blocken die männlichen Geschlechtshormone. Das ist aber ganz fieses Zeug. Es bewirkt vor allem, dass die Leute auf eine emotionale Schieflage

geraten und verblöden. Bei diesen Blockern ist Vorsicht geboten. Auch bei fragwürdigen Silikon-Aufspritzungen im Gesicht. Übergroße Körbchengrößen sind ebenfalls tabu.

Welches Land der Welt willst Du gerne mal bereisen?

In Japan eine Backpackertour machen wäre cool. Fernab von Touristenströmen durch die Hinterhöfe laufen und alles intimer erleben. Ich habe das auch schon einmal gemacht, in Nordjapan in der Gegend westlich von Sendai. Es gibt in den Bergketten viele Wanderwege. Die sind super erschlossen und das Land dort wirkt ursprünglicher. Es gibt viele kleine Dörfer mit alten Leuten, Farmland, Tempeln. Dort ist es ein Japan fernab von Anime und Videospielen. Da kommt noch ein bisschen Samurai-Stimmung auf.

Vista.schon?

Daniela Nowicki, Baujahr 1976, ist zugezogene Magdeburgerin und liebt die Elbe und den Stadtpark. Wenn sie sich nicht gerade ihrer Leidenschaft für »schwere Eisen«, amerikanische Autos, hingibt, geht sie gerne am Wehr der alten Elbe spazieren. Die 39-Jährige war bei der Bundeswehr in der Panzerinstandsetzung und ist nun Ingenieurin für Industrie-Automatisierung. Ihren Arm ziert ein klingonischer Schriftzug. Das Zitat stammt von *Sheldon Cooper*, Wissenschaftler aus der Sitcom *The Big Bang Theory* und bedeutet: »Rache ist ein Gericht, das am besten kalt serviert wird«.



Karsten Steinmetz

»Ich glaube nicht, dass ich mutig bin, ich habe einfach keine Angst.«

Das Wort Langeweile gibt es für Karsten Steinmetz nicht. Wenn er nicht in der Welt unterwegs ist, organisiert der Schriftsteller Ausstellungen an ungewöhnlichen Orten, unterrichtet an der Otto-von-Guericke-Universität oder gestaltet mit seinem Verein *Kulturanker e.V.* die Magdeburger Kulturszene maßgeblich mit. *Inter.Vista* erzählt er, weshalb es ihm nicht reicht, Künstler zu sein, warum der Humanismus die schönste Religion ist und Freundschaften in der Literatur so selten sind.

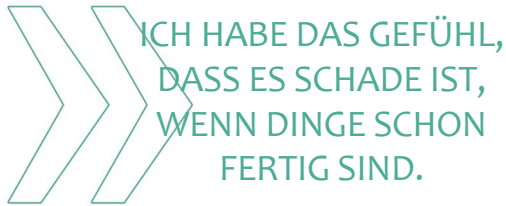
Interview und Fotos: Alena Kammer und Judith Wegener

Karsten, was ist momentan der hippste Ort in Magdeburg?

Die *Weinwirtschaft Grün* ist ein schickes Weinrestaurant, in dem man abends richtig cool tanzen gehen kann. Schön ist auch, dass sie wunderschöne kulinarische Sachen machen. Zum Beispiel einen schönen Sushi-Abend oder Lesungen. Das ist ein Ort, der verzaubert, nicht weit weg liegt und auf jeden Fall etwas Besonderes ist.

Du widmest Dich viel der Kunstszene, obwohl du Politik studiert hast. Wolltest Du Politiker werden?

Das war nicht mein Ziel. Ich wollte schon früh Schriftsteller werden. Deshalb studierte ich in Amerika Kreatives Schreiben. Auch danach habe ich in jeder Stadt, in der ich wohnte, bei einem Literaturzirkel mitgewirkt. Es ist immer gut, jede Woche einen Text zu schreiben.



Wenn man Dich nach Deiner Berufsbezeichnung fragen würde, welche wäre das?

Wahrscheinlich würde ich mich als Freiberufler bezeichnen, weil ich einerseits Dozent bin, aber auch für die *Landeszentrale für politische Bildung* tätig bin. Außerdem arbeite ich für die Stadt Magdeburg. Ich manage zum Beispiel den Magdeburger Stand auf der Buchmesse in Leipzig und übernehme die Organisation der Kreativsalons in der Stadt. In diesen Salons versucht

man, die Kreativwirtschaft mit der normalen Wirtschaft zusammen zu bringen. Außerdem habe ich mein erstes Buch publiziert.

Das sind viele Aufgabenfelder. Bist Du etwa schnell gelangweilt?

Nein, eigentlich nicht. Ich mache tatsächlich viel. Deshalb würde ich nicht in die Situation kommen, mich zu langweilen. Ich habe immer mehrere Ideen im Kopf und es ergibt sich sehr viel. Deshalb denke ich eher darüber nach, wie man diese Ideen ausgestalten könnte.

Du bist in Deinem Leben viel herumgekommen, kehrst aber immer nach Magdeburg zurück. Was ist hier Dein Lieblingsort?

Zurzeit ist es der Rosengarten am Schleienufer, zwischen den Kirchen. Er wurde ganz neu gestaltet. Dort gibt es Bänke, Rosen und man kann über die Elbe schauen. Der Rosengarten wird jedes Mal schöner und entwickelt sich weiter.


Du sagtest, Magdeburg gebe Dir etwas, das Dir andere Städte nicht geben. Kannst Du das in Worte fassen?

Ich habe hier ein Gefühl von Nicht-Fremdheit. Als ich aufgewachsen bin, war es eine Stadt, die ein sehr schlechtes Image hatte. Aber Magdeburg hat sich unheimlich verändert. Vielleicht ist es das, was mich zurückzieht. Man sieht, dass Veränderung möglich ist.

Kann Dich Magdeburg noch überraschen?

Zurzeit habe ich viel in der Politik zu tun und treffe deshalb neue Leute. Besonders die älteren Menschen erzählen ganz andere Geschichten über die Stadt. Letztes Jahr hatte

ich mich sehr für das Gelände hinter dem Bahnhof engagiert. Dort gibt es alte Festungsanlagen aus dem 19. Jahrhundert. Es war wunderschön zu sehen, was es da hinten noch gibt.



WIR SIND NUR 80 JAHRE AUF DIESER
WELT UND DANN IST ES VORBEI.
DESHALB SOLLTE MAN VERSUCHEN,
DIESE ZEIT SO SCHÖN UND SO
SINNVOLL WIE MÖGLICH ZU NUTZEN.

Viele Städte sind bekannt für ihr multikulturelles Leben. Wie international ist Magdeburg?

Das hängt immer von den Ecken ab, wo du bist und in welchen Gruppen du dich bewegst. Wenn du viel mit ausländischen Studenten abhängst, dann ist es super international. Wenn du dich aber von diesen Bereichen fernhältst, dann ist es so piefig und miefig wie jedes Dorf. Aber ich finde, du kannst in Magdeburg auch international leben. Da wo ich wohne, ist auch gleich so ein Internetshop, wo den ganzen Tag Menschen mit Migrationshintergrund herumhängen und Spaß haben. Auch der Besitzer vom Spätverkauf ist ein Russe, der seit Neustem einen »Putin« bei sich zu hängen hat.

Du bist in der ganzen Welt zu Hause. Gab es auf Deinen Reisen gefährliche Situationen?

Ich lebte in Mumbai, als 2008 die Anschläge passiert sind und es wirkte kurzzeitig so, als würden sie jeden erschießen, der weiß ist. Die Anschläge dauerten sechs Tage an. Wir haben sofort unser Klingelschild abgerissen, damit man nicht erkennen konnte, wer da wohnt. Das waren verrückte

Bilder: Menschen, die wahllos am Bahnhof entlang liefen und Leute erschossen. Damals ging es darum, den Tourismus kaputt zu machen und wir wohnten in einem Stadtteil, der multikulturell gemischt war. Durch meine morgendlichen Spaziergänge war ich in dem Viertel auch recht bekannt. Wir sind sechs Tage nicht aus dem Haus gegangen und haben versucht, über Freunde Lebensmittel zu bekommen. Wir hatten richtig Angst.

Gab es Momente, in denen Du nicht zurück nach Deutschland wolltest?

Eigentlich nicht. Es gibt aber auch nicht dieses bewusste »Ich will zurück«. Das Gefühl der Sesshaftigkeit hatte ich noch nie. Es war einfach immer schön, so wie es war. Danach kam ich hierher zurück und machte etwas anderes.

Du hast viele mutige und unkonventionelle Entscheidungen getroffen. Wie wichtig ist Mut für Erfolg?

Ich glaube nicht, dass ich mutig bin, ich habe einfach keine Angst. Man kann die ganze Zeit darüber nachdenken, warum etwas nicht klappt und wer gegen einen ist. Manchmal hat etwas nichts mit Mut zu tun, sondern mit dem Willen, immer durchzuhalten. Ich mache nie etwas, wenn ich mir nicht sicher bin, dass ich es nicht bis zum Ende durchziehe. Darüber sollte man immer zuerst nachdenken.

Dein Vorbild ist William Faulkner. Ist er auch Deine Inspirationsquelle?

Nicht mehr, weil ich alle Bücher gelesen



habe, die er geschrieben hat. Deshalb kann ich auch nicht mehr allzu viel Inspiration herausholen. Er hat mir damals geholfen, als ich nach Amerika gegangen bin. Ich hatte dort eine äußerste Fremdheitserfahrung. Aber nicht nur, weil die Kultur fremd war: Ich wurde ständig unter Druck gesetzt, das zu sagen, was ich glaube. Die Südstaaten sind religionssentimental. Das war äußerst nervig. Aber dann traf ich eine Frau, deren Religion auch William Faulkner war und sie hat mich an die fiktive Welt, die er beschreibt, herangeführt. Ich erkannte eine unheimlich Tiefe in den sozialen Bindungen zwischen den Leuten. Diese Tiefe zeigt, dass wahrscheinlich die schönste und tollste Religion, die es auf der Welt gibt, der Humanismus ist, auch wenn er schon viel Böses erschaffen hat.

Wie wichtig ist Dir der Austausch mit anderen Künstlern bei Deiner Arbeit?

Sehr wichtig. Aber ab einem bestimmten Zeitpunkt ist es so, dass es einem Literaten schwer fällt, mit anderen Literaten zu reden und einen künstlerischen Austausch zu haben. Warum in der Literatur Freundschaften äußerst selten sind, weiß ich nicht. Vielleicht ist es die härteste und böseste Kunstform. Aber deshalb macht es mir auch Spaß, mit jemandem zu reden, der Theater macht oder Bildende Kunst. Bei meinem letzten Projekt hat der Künstler Hans Wulf Kunze mitgewirkt. Zu DDR-Zeiten gab es nur vier Leute, die Fotografie studieren durften, und er war einer davon. Ich lernte ihn durch meine *Schreibkräfte*-Zeitschrift kennen. Da muss immer ein bildender Künstler mitmachen, und wir hatten ihn gewählt. Ich fuhr mit einem Freund zu ihm nach Hause und er fing an, uns die

Geschichte der Fotografie zu erklären. Er hat das auf eine starke Art gemacht und schaffte es, in einem ganz normalen Bild etwas Cooles zu sehen. Dieses Gespräch mit ihm war etwas ganz Besonderes und es hat mir wiederum viel geholfen, bestimmte Sachen für mich zu entdecken.



VIELE UNSERER
VORFAHREN SIND
DAFÜR GESTORBEN,
DASS WIR DIE
FREIHEIT HABEN,
DIE WIR HABEN.

Was ist der Reiz an alten, verlassenem Gebäuden, schließlich könntest Du auch in neuen Kunstgalerien ausstellen?

Ich habe das Gefühl, dass es schade ist, wenn Dinge schon fertig sind. Weiße Räume haben etwas Steriles und Aseptisches. Ich war letztes im *Bauhaus*-Museum. Jetzt wird in Dessau ein neues Museumsgebäude gebaut und zwei Entwürfe haben gewonnen. Einer der Entwürfe ist nur ein Kubus. Auf der einen Seite geht die ganze Ausstellung rein und auf der anderen Seite geht die Ausstellung wieder raus. Das Ausstellen ist sozusagen wie eine Maschinerie. Deswegen hat es mich interessiert, alte und verrückte Räume aufzumachen und in diesen Kunst zu präsentieren, weil es eine ganz andere Symbiose ergibt. Einfach Künstler zu sein fand ich nicht besonders spannend. Ich finde es immer gut, wenn der Ort mit dem Künstler in einem Konzept funktioniert. Es ist schon toll, wenn man auf 25.000 Quadratmetern herumlaufen kann, wie man will und einfach über die Welt nachdenkt. In unserer

Ausstellung im ehemaligen JVA-Gefängnis im Sommer 2015 war es wunderschön, auf das Dach zu gehen und die beeindruckende Silhouette der Stadt zu betrachten.

Was ist das größte Lob, das man Dir machen kann?

Wenn mir jemand sagt, dass ihn meine Projekte inspirieren und glücklich machen. Glücklicherweise habe ich aber auch die Tendenz, dass ich negative Kritik sehr schnell vergesse und nicht nachtragend bin. In Magdeburg werde ich häufig angesprochen, ob ich bestimmte Projekte machen möchte. Das kann manchmal nervig sein, wenn es darum geht, einen Haufen Plattenbauten zu retten, es macht aber trotzdem sehr viel Spaß. Man merkt, dass unsere Projekte die Entwicklung in Magdeburg vorantreiben und dass sie das Klima der Stadt verändern. Das ist die größte Bestätigung für mich.

Ist das Träumen wichtig für Dich, auch als Schriftsteller?

Ja, aber Träumen als einen bewussten Vorgang. Ich meine nicht, dass ich morgens aufwache und schnell alles aufschreibe, was ich gesehen habe. Manchmal sehe ich, wie sich Dinge entwickeln und das ist wie Träumen, weil es eine Zukunft ist, die es noch nicht gibt. Das nutze ich viel in der Literatur. Ich mache es oft so, dass ich weiß, was die Grundgeschichte und die Struktur ist. Aber dann setzte ich mich trotzdem hin, höre gute Musik und überlege mir, wohin das gerade führt, was ich aufgebaut habe.

Faulkner sagte einmal: »Was man als Blindheit des Schicksals bezeichnet, ist in Wirklichkeit nur die eigene Kurzsichtigkeit.« Ist es auch das, was Du mit



Deinem Roman zum Ausdruck bringen willst?

Es gibt eine Stelle, wo der Protagonist die ganze Zeit denkt, dass seine Freundin schuld ist und sie dafür bestraft, deshalb stimmt das schon. Das Problem ist eigentlich, dass wir ganz viele Chancen haben im Leben. Viele unserer Vorfahren sind dafür gestorben, dass wir die Freiheit haben, die wir haben. Wenn du das glaubst und weißt, dann musst du zwar manchmal durch ein bisschen Schilf, das dir die Beine aufkratzt. Aber wenn du gut bist, dann erlangst du Glück und Freiheit. Dafür haben wir gekämpft und deshalb sollte man nicht gleich aufgeben und sich auf eine kleine Insel setzen. Wir sind nur 80 Jahre auf dieser Welt und dann ist es vorbei. Deshalb sollte man versuchen, diese Zeit so schön und so sinnvoll wie möglich zu nutzen.

Vista.schon?

Karsten Steinmetz wurde 1976 in Magdeburg geboren. Nach seinem Politikwissenschaften- und Anglistikstudium an der Otto-von-Guericke-Universität sowie einem Auslandssemester in den USA eröffnete er das *Café Central*. 2005 promovierte er nach einem längeren Aufenthalt in Indien und gründete danach den *Kulturanker e.V.* Mittlerweile ist er Initiator erfolgreicher Ausstellungen und Kulturprojekte in Magdeburg. Außerdem ist Steinmetz Mitglied der *Magdeburger Schreibkräfte* und publizierte Anfang 2015 seinen ersten Roman *Doppelspiel zu dritt*.



Maurice Gajda

**»Ich habe Rihanna letztens bei
Twitter geschrieben.
Sie hat nicht reagiert.«**

Man hat das Gefühl, Maurice Gajda benötigt keinen Schlaf. Gerade noch hat der gebürtige Magdeburger auf einer Party im Berliner Club *SchwuZ* als DJ aufgelegt. Nur wenige Stunden später steht der 32-Jährige in der Küche von *Radio Fritz* in Potsdam-Babelsberg und macht sich einen Pfefferminztee. Von Müdigkeit ist nichts zu spüren.

Interview und Fotos: Friederike Steemann

Was machst Du als Erstes nach dem Aufwachen?


Ganz ehrlich: Ich checke mein Telefon! Jetzt ärgere ich mich darüber, dass die Nachricht, die ich heute Morgen verschickte, noch nicht beantwortet wurde.

Du hast, Stand Februar 2016, über 45.000 Facebook-Likes. Dein Profil verrät uns, Du beantwortest Nachrichten innerhalb von ein paar Stunden. Wie viel Zeit verwendest Du täglich dafür?

Ungefähr zwei Stunden.

Wie viele Stunden verbringst Du in den Sozialen Netzwerken?

Das begleitet mich den ganzen Tag. Morgens checke ich meine Nachrichten und schaue, wie mein *Facebook*-Morning-Post läuft. Im Prinzip ist *Facebook* die ganze Zeit wach, wenn ich wach bin. Wenn ich ins Bett gehe, checke ich auch nochmal bei *Facebook*, was passiert ist und arbeite ein paar Kommentare ab. So läuft das den ganzen Tag.



MAGDEBURG HAT
GANZ VIEL, WAS BERLIN
NICHT HAT.
ZUM BEISPIEL EINEN
ERNST ZU NEHMENDEN
FLUSS.

Ich lese abends im Bett eher ein Buch.

Wenn jemand mit dir interagiert, hat derjenige eine Erwartungshaltung. Diese möchte ich nicht enttäuschen. Ich nutze *Facebook* privat sehr wenig, aber wenn ich etwas kommentiere, möchte ich, dass eine Antwort kommt. Ich bin enttäuscht, wenn nichts

zurückkommt. Ich habe *Rihanna* letztens bei Twitter geschrieben. Sie hat nicht reagiert. Das war mir schon vorher klar, aber ich fand es trotzdem enttäuschend.

Was bekommst Du für Nachrichten?

Die komplette Bandbreite. Vom einfachen »Hallo« über Penisbilder bis hin zu Abkürzungen, die ich nicht kenne und dann nachschlage. Jetzt weiß ich zum Beispiel, dass »Wie geht's dir« »wgd« heißt. Aber ich frage mich auch: Wenn du jemanden anschreibst und hoffst, dass derjenige antwortet, dann schreibst du doch nicht nur »wgd«? Ich finde das ein bisschen respektlos. Dass man in ausgeschriebenem Worten miteinander kommuniziert, ist eine Grundansprechhaltung für mich.

Beantworte Du auch die Nachrichten mit Penisfotos?

Ja, ich schreibe dann: Danke für diesen schönen Penis. Das habe ich einmal gemacht und dann kam noch einer (*lacht*). Darauf habe ich nicht mehr geantwortet, weil ich dachte, wenn das jetzt so weitergeht...

Wie wichtig ist die digitale Community?

Sehr wichtig. Zum einen ist mir die Community wichtig, zum anderen müssen wir auch kein Geheimnis daraus machen, dass *Facebook*-Likes und *Youtube*-Follower eine Währung geworden sind. *MTV* sucht heutzutage Moderatoren bei *Youtube*, nicht über Agenturen. Natürlich ist auch Interaktion eine Währung. Mal angenommen, ich brauche einen Moderator für tagesaktuelle Themen und sehe auf seinem *Facebook*-Profil, dass der letzte Post von Juni 2015 ist. Das wäre ein No-Go. Im Moderationsbereich schaut sich kein Mensch ernsthaft Vitas

an. *Facebook* verrät: Wie viele Menschen ihn kennen, wie er interagiert, was er schreibt und wie er auf Bildern aussieht.



ICH MUSS NICHT
ALLE DREI TAGE MIT
MEINER MUTTER
TELEFONIEREN.
UND SIE ÜBRIGENS
AUCH NICHT MIT MIR.

In welchen Momenten legst Du Dein Smartphone weg?

Im Kino. Im Theater. Nicht auf der Toilette. Es kann also durchaus sein, dass ich auf einen Kommentar antworte, während ich gerade auf der Toilette sitze. Als Follower kann man natürlich darüber nachdenken, ob das gut oder schlecht ist. Man wird es nie mitbekommen. Aber alleine zu wissen, es könnte so sein, ist schon interessant.

Du hast unterschiedliche Standbeine: Radiomoderator bei *Fritz*, Reporter bei *Galileo*, Moderator bei *joiz*, ein eigenes Modelabel, einen *Youtube*-Kanal. Ab und an legst Du noch als DJ auf. Muss man sich heutzutage so breit aufstellen?

Die letzten drei Tätigkeiten sind keine Standbeine im klassischen Sinn. Mir geht es darum, dass ich Dinge, die ich im Kopf habe, gerne umsetze. Manchmal kommen Dinge auch zu einem. Ich habe mir nie in den Kopf gesetzt, dass ich *Galileo*-Host werde. Das hat sich ergeben und ich bin total froh darüber. Es ist nicht nötig, viel zu machen, aber es ist notwendig, Dinge mit Leidenschaft zu tun.

Besteht nicht die Gefahr, vieles halbherzig zu machen anstatt nur wenige Sachen mit voller Konzentration?

Nein. Mache ich etwas halbherzig, dann pausiere ich lieber. Ich habe letztsens zum Beispiel eine Woche *Youtube*-Pause gemacht. Ich will diese Videos lieber so machen, dass auch ich sie gerne anschauen würde. Das kann ich aber nur, weil es kein richtiges Standbein ist, sondern etwas, worauf ich Bock habe. Bei einem hauptberuflichen »Youtuber« wäre das anders. *Fritz*, *joiz* und *Galileo*: Das sind Standbeine. Da kann ich nicht einfach eine Pause machen.

Wie viele Stunden schläfst Du durchschnittlich?

Das kommt auf den Tag an! Gestern eine halbe Stunde. Heute sieben Stunden.

An wie vielen Tagen im Monat hast Du frei?

An keinem.

Okay. Die Frage, was Du machst, wenn Du frei hast, fällt damit weg.

Naja, das ist die gesellschaftliche Konvention, die verlangt, dass man freie Tage hat. Man soll sich regenerieren. Aber ich bin keine Fleischfachverkäuferin, die Regeneration braucht. Ich bräuchte das, wenn ich jeden Tag tote Tiere verkaufen müsste. Wenn du aber – entschuldige die Floskel – dein Hobby zum Beruf machen kannst, dann arbeitest du anders. In dieser glücklichen Position bin ich. Es gibt ein paar Sachen, die ich als Arbeit empfinde. Aber bei *Fritz* zum Beispiel habe ich nicht das Gefühl, gerade zur Arbeit erschienen zu sein. Ich spiele gleich zwei Stunden lang Songs, die



ich mag. Ich mache Dinge, die mir Spaß machen.

Wenn Du Dich irgendwann entscheiden müsstest: Radio oder Fernsehen?

Internet! Da kann ich Radio *und* Fernsehen machen. Die Frage stellen häufig wissbegierige junge Menschen, die denken, dass man sich entscheiden müsse. Muss man nicht. Es sei denn, mir wird diese Entscheidung abgenommen. Vielleicht dann, wenn ich zu alt für das Jugendradio bin. Das wird wahrscheinlich der Moment sein, an dem ich mich vom Radio verabschiede. Es gibt kaum einen Sender, bei dem ich so gerne sende wie bei *Fritz*. Aber ich bin auch schon immer ein Fernseh-mensch gewesen. Mein erstes mediales Produkt war Fernsehen.

Mit 16 Jahren hast Du das Format *pop10* beim *Offenen Kanal* ins Leben gerufen. Wie war das? Noch nicht volljährig zu sein, aber schon seine eigene Sendung inhaltlich entwickeln und moderieren?

Cool! Da konnte ich im Rahmen der technischen Möglichkeiten schon sehr viel machen. Es war auch frustrierend, weil das Produkt oft nicht ernst genommen wurde. Da rief beim Plattenlabel irgendein Typ an und die Leute hatten noch nie von *pop10* gehört. Das ärgerte und prägte mich. Ich nehme heute grundsätzlich jeden ernst mit dem, was er tut. Ich schaue mir das Produkt an und urteile dann.

Du gehörst zur ersten Generation der deutschen *joiz*-Moderatoren. Viele Deiner Kollegen sind mittlerweile gegangen. Warum bist Du geblieben?

Nach der Insolvenz und der Neustruktu-

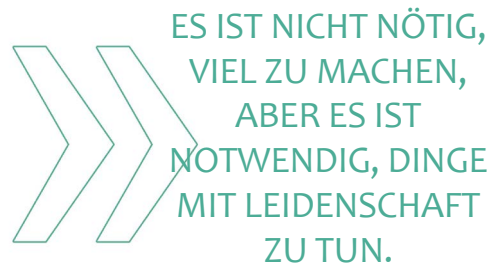
rierung von *joiz* bekam ich eine sehr spannende Aufgabe. Ich wurde *Head of music* und hatte einen Gestaltungsspielraum, den ich bis dato nicht kannte. Außerdem ist *joiz* für mich bis heute super spannend. Für mich stand die Frage, ob ich gehe, nicht im Raum.

Gibt es Jobs, die Du nicht annehmen würdest?

Ja, alle Jobs, die in Badehose sind!

Bist Du ein Familienmensch?

Nein. Ich weiß, das lässt mich total unsympathisch und asozial wirken. Ich mag meine Familie und bin auch öfters zu Besuch. Ich war schon früh sehr selbstständig. Ich muss nicht alle drei Tage mit meiner Mutter telefonieren. Und sie übrigens auch nicht mit mir.



Wie würdest Du Deine Beziehung zu Magdeburg beschreiben?

Das ist meine Heimatstadt. Auch wenn ich nicht mehr dort wohne, beobachte ich sie mit einem kritischen und einem fröhlichen Auge. Im Moment, aufgrund aktueller Geschehnisse, aber eher mit einem sehr kritischen.

Bist Du heute noch gerne in Magdeburg?

Im Moment nicht. In Magdeburg passieren



für mich gerade zu viele Dinge, die in eine rechtsextreme Richtung gehen. Ich bin schockiert, wie viele Menschen sagen, man habe ja nichts gegen Flüchtlinge, aber ... Nicht nur in Magdeburg ist das ein Problem, sondern im ganzen Land. Ich gehe momentan sehr ungern in viele deutsche Städte.

Du lebst in Berlin. Was hat Magdeburg, was Berlin nicht hat?

Magdeburg hat ganz viel, was Berlin nicht

hat. Zum Beispiel einen ernst zu nehmenden Fluss. Die Spree kannst du nicht ernst nehmen. In Magdeburg, mit ungefähr 250.000 Einwohnern, kannst du sehr zügig und effizient Projekte umsetzen und wirst auch wahrgenommen. Du kannst schnell tolle Dinge machen und etwas auf kurzen Wegen regeln. Das weiß ich sehr zu schätzen, darum war ich lange in Magdeburg. Aber wenn man schnell vorankommt, dann erreicht man auch schnell das Ende. Das war bei mir irgendwann der Fall. In Berlin

brauchst du einen langen Atmen und einen großen Anlauf, um wahrgenommen zu werden.

In einem Interview sagtest Du: »Ich bin auf jeden Fall geborener Magdeburger und Europäer, der gerade in Berlin lebt. Auf jeden Fall bin ich kein Sachsen-Anhalter.« Wo ziehst Du die Grenze zwischen einem »Magdeburger« und einem »Sachsen-Anhalter«?

Sachsen-Anhalt ist für mich ein Bundesland, das abgeschafft gehört. Es ist ein sinnloses Bundesland. Für mich liegt Magdeburg zwischen Börde und Altmark an der Elbe. Nicht in Sachsen-Anhalt. Es ist wirtschaftlich gesehen Quatsch, so ein Bundesland aufrecht zu erhalten. Ich finde es auch in kultureller Hinsicht Quatsch, weil es einen riesigen Bruch gibt zwischen dem Norden und dem Süden. Die Hallenser mögen

die Magdeburger nicht und andersherum genauso. Das macht alles keinen Sinn, darum habe ich das gesagt. Ich fühle mich auch sehr europäisch.

Kannst Du Dir vorstellen, nach Magdeburg zurückzuziehen? Vielleicht eines Tages, wenn Du alt bist?

Ja, aber das hat nichts mit dem Alter zu tun. Das kommt immer auf die berufliche Situation an. Im Moment kann ich mir das nicht vorstellen. Das liegt auch daran, dass ich darauf angewiesen bin, in einer Stadt zu leben, in der ich innerhalb von 45 Minuten an einem Flughafen bin. Magdeburg bietet alles, was man zum Leben braucht, keine Frage.

Vista.schon?

Maurice Gajda, Jahrgang 1983, wurde in Magdeburg geboren. Hier produzierte und moderierte er ab 1999 wöchentlich die Musiksendung *pop10* beim *Offenen Kanal*. Nach einer Ausbildung zum Mediengestalter arbeitete Gajda ab 2005 beim Radiosender *Rockland* und in diversen Clubs als DJ. 2008 übernahm er den sonntäglichen *Soundgarden* am Abend bei *Radio Fritz*, den er bis heute moderiert. Seit 2013 gehört er zum Moderatorenteam des Fernsehsenders *joiz Germany*. Maurice Gajda betreibt seinen eigenen Youtube-Kanal, seine eigene Modemarke *Planet Sexor* und ist seit 2015 Reporter für das *Pro7-Magazin Galileo*.

Tina Eicher

»Ich versuche es so lange, bis es funktioniert.«

Es duftet nach frisch gebackenem Kuchen, der Raum erstrahlt in dezenter Pastellfarbe und die Einrichtung scheint einem Audrey Hepburn-Film entsprungen zu sein. Das Betreten von *Mademoiselle Cupcake* ist wie eine Reise in eine andere Welt. Ein kleines Stück Paris mitten in Magdeburg.

Tina Eicher alias *Mademoiselle Cupcake* ist studierte Ernährungswissenschaftlerin und erfüllte sich mit ihrem eigenen Laden einen Traum. Seit 2014 versüßt sie Magdeburg mit selbstgemachten Cupcakes, Tartelettes oder Macarons.

Warum Backen so glücklich macht, weshalb sie ein Kontroll-Freak ist und Niederlagen ihr nichts anhaben können, erzählt sie *Inter.Vista*.

Interview und Fotos: Alena Kammer



Beim Eindecken von Torten mit Fondant kann einiges schief gehen. Hast Du einen Tipp, wie es klappt?

Wichtig ist, dass das Fondant qualitativ hochwertig ist. Es muss sehr geschmeidig sein und darf beim Kneten nicht reißen oder sich trocken anfühlen. Außerdem muss man es vorsichtig mit Puderzucker ausrollen, damit es nicht klebt und es anschließend vorsichtig überziehen. Es gibt sogenannte Trockenglätter, damit kann man die Falten super ausbügeln. Bei den Tortenkursen höre ich auch oft, dass es zu Hause nicht klappte, aber hier im Kurs funktioniert es immer. Also kommt es wirklich auf das Fondant an. Am besten kauft man ihn im Internet, da gibt es tolle Seiten.

Warum macht Backen eigentlich so glücklich?

Ich denke, weil man kreativ ist und wirklich etwas schafft, worauf man später stolz sein kann. Es wird zwar hinterher verputzt, aber in diesem Moment macht es einfach glücklich.

Die beliebtesten Kuchen in Deutschland sind laut einer Umfrage: Käsekuchen, Erdbeerkuchen, Schokoladenkuchen und Apfelkuchen. Sind das auch in Deinem Laden die Favoriten?

Ja, natürlich. Diese Klassiker gehen immer gut. Wir versuchen, sie nicht standardmäßig zu machen wie jeder andere Bäcker, sondern es ein bisschen aufzupeppen. Wir bringen einfach andere Lebensmittel mit ein und stellen sie auf eine andere Art und Weise her. Mein persönlicher Liebling ist der Erdbeerkuchen, gerade im Sommer ist der toll.

Wie kamst Du zum Backen?

Ich habe früher schon mit meiner Oma gebacken. Da gab es Biskuit, Pudding und Früchte, das ist der Klassiker. Aber erst im Studium bin ich richtig zum Backen gekommen. Es war ein guter Ausgleich zum Lernen. Außerdem hatte ich viel mit Lebensmitteln zu tun. Da konnte ich mich richtig austoben und backte für meine Familie und Freunde. Ich kann mich noch gut an meine erste Fondant-Torte erinnern. Sie war nicht wirklich perfekt. Im Gegenteil, ich habe nur Biskuit, Sahne und Fondant verwendet. Nach einer Zeit löste es sich auf, weil die Feuchtigkeit durch die Sahne zog. Sie war trotzdem lecker. Und das nächste Mal machte ich es besser.

Du hast Dein Hobby zum Beruf gemacht. Backst Du eigentlich noch zu Hause?

Ich backe auf jeden Fall weniger als vorher. Gelegentlich backe ich noch für die Familie, wie zum Beispiel letztes Weihnachten. Das ist Tradition.

Woher kommen Deine Ideen?

Die Ideen kommen hauptsächlich aus dem Internet. Mich inspirieren vor allem Rezepte aus dem französischen oder amerikanischen Raum. Auch in Zeitschriften gibt es teilweise ganz tolle Rezepte. Meistens verfeinere ich sie oder wandle sie ab.

Warum hast Du Dich für Magdeburg als Standort entschieden?

Für mich kam keine andere Stadt in Frage außer Magdeburg, weil meine Familie und Freunde hier sind. Deshalb war einfach von vornherein klar, dass der Laden in Magdeburg eröffnet werden muss. Hier fehlte so eine Art von Laden noch. Wir hofften,



dass wir dadurch die Stadt ein bisschen aufwerten können.

Was macht für Dich Magdeburg so besonders?

Magdeburg ist noch nicht so ausgewachsen wie Berlin, mit diesem riesigen Trubel und zehn verschiedenen Cupcake-Läden. Magdeburg hat eine gewisse Kleinstadtidylle. Hier hat man die Möglichkeit, neue Dinge zu entwickeln und vor allem jene, die gerade erst im Kommen sind.

Wie ist die Idee für den Laden entstanden?

Die Idee schwebte schon länger in meinem Kopf. Während eines Praktikums in Nürnberg sah ich ein kleines Café, was ich sehr toll fand. Daraus entwickelte sich der Wunsch, ein Café zu eröffnen und dies mit Kinderbacken zu verbinden. Dann ging es relativ schnell und wir hatten auf einmal die Location und die finanziellen Mittel. Wir haben es einfach gewagt.

Ist es das Neue, was *Mademoiselle Cupcake* ausmacht?

Auf jeden Fall. In diesem Stil ist es einzigartig in ganz Magdeburg. Wenn ich in anderen Städten rings um Magdeburg unterwegs bin, habe ich nichts Vergleichbares gefunden. Auch überregional ist der Laden speziell, darauf sind wir stolz.



War es schwierig, als junges Unternehmen in Magdeburg Fuß zu fassen?

Ja, am Anfang ist es immer schwer. Man muss sehr viel Zeit, Energie und Arbeit reinstecken und ordentlich Werbung machen. Am wichtigsten ist jedoch, von Anfang an Qualität abzuliefern. Beherzigt man das, kann es nur bergauf gehen. Gezweifelt habe

ich aber nie. Ich arbeitete zuerst von zu Hause aus und da merkte ich, dass die Nachfrage besteht.

Du sagtest, dass Du Dinge nicht gerne aus Deiner Hand gibst. Behältst Du gerne die Kontrolle?

Auf jeden Fall. Gerade, weil es mein eigener Laden ist und ich meinen eigenen Kopf habe, wie etwas umzusetzen ist. Da steckt ein kleiner Kontroll-Freak in mir.

Du bist studierte Ernährungswissenschaftlerin. Wie nützlich ist das für Deinen Beruf?

Ich versuche, nicht nach dem amerikanischen Standard zu gehen. Gerade die Cupcake-Rezepte sind extrem süß. Wir versuchen, das im Laden anzupassen und ein bisschen leichter zu gestalten. Wir wollen es geschmacklich herausarbeiten, sodass der Zucker nicht im Vordergrund steht. Auch bei gluten- oder laktosefreien Rezepten ist das Studium hilfreich.

Ist Dir beim Backen schon etwas so richtig misslungen?

Am Anfang Macarons. Das ist immer noch schwierig und tages- und formabhängig. Man kann sie jede Woche machen, und sie können immer anders werden. Das ist einfach so, auch wenn man die gleichen Zutaten nimmt. Macarons sind wirklich schwierig. Und auch bei den Tartelettes musste ich einige Zeit probieren, bis sie etwas wurden. Das ging nicht gleich auf Anhieb.

Wie gehst Du mit solchen Niederlagen um?

Ich versuche es solange, bis es funktioniert. Da bleibe ich hartnäckig.

Welche Fähigkeiten braucht man, um eine Torte zu dekorieren?

Eigentlich braucht man gar nicht viel dafür. Man muss natürlich Leidenschaft mitbringen und Fingerspitzengefühl.

Der ganze Laden ist bis ins Detail aufeinander abgestimmt. Dafür braucht man auch Fingerspitzengefühl.

Ich denke schon. Ich konnte mich hier richtig gut austoben und das liegt mir auch. Es macht einfach Spaß, die Räume zu dekorieren und auszugestalten.

Wenn man mit wenig Zeitaufwand noch schnell etwas für seine Familie backen möchte, was wäre da geeignet?

Ganz toll ist im Winter, Tarteletteshüllen mit einer Frischkäse-Sahne-Creme zu füllen und anschließend einfach mit Granatapfelkernen zu bestreuen. Das ist total easy und super lecker.

Vista.schon?

Tina Eicher, Jahrgang 1990, ist ein Magdeburger Kind. Nach ihrem Studium der Ernährungswissenschaften eröffnete sie 2014 ihren Laden *Made-moiselle Cupcake* in Stadtteil Stadtfeld. Mit ihrem Konzept möchte sie das Leben der Magdeburger versüßen.

Ronald Westphal

»Ich bin der, der die Projekte entwickelt.«

Ronald Westphal ist nicht nur mehr als zwei Meter groß, auch sein Einfluss in und um Magdeburg ist riesig. Investitionen tätigt er schon einmal im dreistelligen Millionenbereich. Die Produktpalette seines Unternehmens *Agro Bördegrün* ist vielfältig und reicht von einer romantisch-biologischen Mutterkuh-Herde bis zur Pflanzenproduktion durch kraftstrotzende Maschinen. Ronald Westphal ist innovativer Landwirt und Weiterdenker. Romantisch wird er ab einer Höhe von 148 Metern über dem Meeresspiegel.

Interview und Fotos: Miriam Bade und Jörn Zahlmann



Herr Westphal, welche Produkte stehen gerade in Ihrem Kühlschrank?

Mein Kühlschrank teilt sich in das, was ich esse und das, was meine Familie isst. *Bautz'ner Senf* darf da nicht fehlen, *Zerbster Schlanke*, etwas Joghurt. Dann auf jeden Fall *Natho-Saft* und ein bisschen was vom Chinesen für meine Kinder.

Muss man sich als Unternehmer in der Landwirtschaft für gewissenhafte Ernährung interessieren?

Gute Frage. Das ist mein Job, ich denke also schon. Wir sind ein konventionell produzierender Betrieb und die Produkte, die wir auf den Markt bringen, dienen der direkten Verarbeitung, Lebensmittel erster Güte also. Alle Maßnahmen, die die Produkte berühren, wie zum Beispiel Pflanzenschutzdüngung, müssen auch den Vorschriften entsprechen.

In einer neuen McDonalds-Werbung weht ein Bio-Siegel über eine Bilderbuchlandschaft. Es geht dabei um zertifiziertes Fleisch für einen neuen Burger. Finden Sie es nicht auch schön, dass man jetzt sogar bei McDonalds mit reinem Gewissen essen kann?

Wenn die Kinder zu Hause sind, muss ich auch manchmal dorthin. Komisch ist das aber schon, denn ich kenne den *McDonalds*-Zulieferer nicht nur in Deutschland, sondern auch in Amerika. Wenn die es schaffen, die nötigen Zertifizierungen zu erhalten, dann ist das schon ungewöhnlich. Aber *McDonalds* folgt auch nur dem Ruf der breiten Masse.

Folgen Sie auch diesem Ruf und dem Bio-Trend?

Wir haben eine Mutterkuh-Herde hier um die Ecke, die auf der Weide steht. Das Fleisch ist biologisch und zertifiziert. Für die Pflanzenproduktion kann ich das in meinem Betrieb nicht sagen. Trotzdem habe ich keine Angst, jemandem unsere konventionelle Produktion zu zeigen. Einmal war der Bürgermeister aus Fengyang in China bei uns zu Besuch. An unserer Tankstelle habe ich ein wenig Bio-Diesel in ein Schälchen gezapft und mit dem Finger reingedippt. Hinterher habe ich mein Auto damit getankt und ihm so gezeigt, dass man aus Raps zusammen mit Öl Ester machen und damit Auto fahren kann. Da hat er vor laufender Kamera einen Hieb aus der Schale genommen! Zum Glück ist nur ein wenig Methanol drin, ihm geht's also gut, er hat es überlebt.



MAN MUSS SICH
TRAUEN UND DARF
NICHT GANZ
AUF DEN KOPF
GEFALLEN SEIN.

Gibt es einen Grund dafür, dass Sie auf Bio- und Ökozertifizierungen verzichten?


Wir sind sieben Milliarden Menschen auf der Welt. Im Schnitt brauchen wir auf der Welt ungefähr drei Milliarden Tonnen Lebensmittel täglich. Drei Milliarden Tonnen! In Europa werden jährlich 80

Millionen Tonnen Lebensmittel weggeschmissen. Ich könnte sagen, ich gehe den biologischen Weg, würde dann aber auf einen Schlag auch 40 Prozent weniger produzieren. Lassen Sie sich das auf der Zunge zergehen: Das sind 40 Prozent des Potentials unserer Pflanzen, die wir nicht mehr abrufen können, weil wir nicht mehr so düngen und weil wir die Pflanzen anders pflegen und aufziehen. Ich bin auf einem Bauernhof groß geworden. Heute bin ich Landwirt und Firmenagraringenieur. Ich bin überzeugt davon, dass ich Produkte zur Verfügung stelle, die keine Stoffe in sich tragen, die den Menschen schaden.

Wie zum Beispiel Glyphosat?

Glyphosat ist im Moment ein ganz heißes Thema. Es wird überall auf der Welt angewandt, in Amerika geht es direkt auf die Pflanze. In Deutschland haben wir für die Anwendung von Glyphosat Karenzzeiten: 14 Tage nachdem man gespritzt hat, kann man ernten, dann soll es nicht mehr nachweisbar sein. Wir spritzen nur die Problemflächen mit Glyphosat, aber mit gerade einmal zwei Litern pro Hektar, das sind keine riesigen Mengen. Pausenlos gibt es Artikel, die sagen, Glyphosat sei nachweislich in Muttermilch oder eventuell krebserregend. Was ist noch alles krebserregend? Die Bockwurst ist krebserregend. Ich denke, die Dosis rechtfertigt das Mittel, die gewissenhafte Handhabung ist entscheidend. Das Ganze ist natürlich auch eine Preisfrage. Man kann auch zwei Mal grubbern, das kostet dann 80 statt 25 Euro, die

ich für das Spritzmittel ausgeben. Das muss der Kunde auch bezahlen wollen. Wenn ich höre, der Liter Milch kostet unter 50 Cent, die Butter 78 Cent: Das ist schlimm. Wir unterhalten uns darüber, wie toll das ist mit der biologischen Landwirtschaft, aber 85 oder 90 Prozent der Leute gehen dennoch zu *Netto* oder *Lidl*.



WIE WIR DA AUF DEM
KREUZBERG STANDEN,
JA, DAS IST DANN
SCHON EIN BISSCHEN
ROMANTIK.

Glauben Sie, dass sich dieses Bewusstsein ändern wird? Kaufen Sie bewusst teurere Lebensmittel ein?

Meine Frau und ich schauen schon danach, was wir kaufen. Bei uns in Hermsdorf gibt es einen Bio-Hof, bei dem wir öfters einkaufen. Manchmal hole ich auch aus unserem eigenen Garten oder vom Nachbarn etwas. Meistens gehen wir zu *Rewe* oder zu *Aldi*, achten aber auch auf regionale Produkte.

Es gibt das Sprichwort: »Wer einen Bauern betrügen will, muss auch einen Bauern mitbringen«. Wurden Sie schon einmal so richtig über den Tisch gezogen?


Einmal wurde mein Vertrauen in einen Freund enttäuscht, leider. Er hat 300.000 D-Mark mit nach Hause genommen. So ist das im Leben. Freunde bleiben nicht immer Freunde. Und einmal hat mich ein Müller aus

Rheine so richtig über den Tisch gezogen. Er hat den Vorkontrakt anders ausgefüllt als den Kontrakt, deshalb mussten wir 2.000 Tonnen Weizen bis an die holländische Grenze inklusive des Produktpreises fahren. Das waren fast 23.000 Euro Verlust. Da habe ich mich sehr geärgert. Aber man ist seines eigenen Glückes Schmied.

1989 sind Sie mit knapp 30 Jahren Genossenschaftsleiter einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) geworden. Auf einmal haben Sie sehr viel Verantwortung übertragen bekommen. Wie sind Sie damit umgegangen? Ich erinnere mich noch genau: Am 9. November war die Wende. Die darauffolgenden drei Wochen wusste keiner so richtig, wer der neue Chef der LPG werden würde.

Sie sind mit einer überwältigenden Mehrheit gewählt worden.

Mit mehr als 94 Prozent. Zu Hause sprach ich mit meiner Frau darüber und sie sagte, es käme nicht jeden Tag jemand und fragt, ob man LPG-Vorsitzender werden möchte. Das musste ich erst verdauen. Was ich mit der Übernahme von 340 Seelen – als Menschen und Arbeitskräfte – gleichzeitig für eine Verantwortung bekam, wusste ich nicht.



**MIT DEN ELLENBOGEN
MEINE ICH, DASS ICH
NIE ETWAS KAMPFLOS
FREIGEGEREN HABE.**



Man hat den Eindruck, dass Sie ein Machertyp sind, kein Grübler. Muss man diese Eigenschaft als Landwirt haben?

Das glaube ich nicht, diesen Mut kann man nicht von jedem erwarten. Im Jahr 2000 habe ich mit unserem Biowerk etwas völlig Neues angefangen. Man muss sich trauen und darf nicht ganz auf den Kopf gefallen sein, es ging um sehr viel Geld. Konkret haben wir über 150 Millionen Euro investiert. Vor ein paar Jahren habe ich meine Anteile verkauft und bin nun im Biogas-Geschäft tätig. Mir geht es darum, die Wertschöpfungskette zu erweitern, zum Beispiel aus Mais Gas zu produzieren – es macht auch Sinn. Und Spaß.

Wie sieht es mit dem Mut Ihrer Mitarbeiter aus? Mit über zwei Metern sind Sie eine

ziemlich imposante Erscheinung. Haben Sie manchmal das Gefühl, dass sich Ihre Mitarbeiter vor Ihnen fürchten?

Ich glaube, manchmal tun sie das schon, aber dann haben sie auch einen Grund (*lacht*)! Nein, ich denke, ich pflege in der Firma einen guten Kontakt, deshalb wurde ich damals auch LPG-Vorsitzender. Ich war nicht in der SED, kein führender Parteifunktionär. Ausschlaggebend war mein gutes Verhältnis zu den Mitarbeitern. »Bördegrün, das sind wir« ist nicht irgendein Slogan in unserem Werbevideo. Das ist wirklich so. Wir haben viele junge Mitarbeiter, bilden stark aus. Das prägt natürlich, die Leute wollen bei uns arbeiten, da ist wenig Fluktuation. Mal kündigt einer, selten fliegt einer raus, nur wenn er es wirklich übertreibt. Manche wollen eben, manche wollen



nicht. Verdienen tun sie alle zu wenig, und wir meinen, vielleicht wir bezahlen zu gut. Letztendlich muss man ein gutes Mittelmaß finden. Und wenn es mit der Harmonie nicht passt, dann nehme ich mir den Betreffenden zur Seite und wir sprechen unter vier Augen miteinander. Genau das erwarte ich auch von meinen Mitarbeitern.

Wo wir gerade bei der Freude an der Arbeit sind: Berufe in der Landwirtschaft an der frischen Luft werden ja oft romantisiert. Stimmt das? Oder sind Sie Pragmatiker durch und durch?

Was für eine Frage. Ich gehe gerne zur Arbeit – ob das romantisch ist? Pragmatisch ist es sicherlich, aus dem Job heraus. Vor Jahren war mal eine Journalistin von der *FAZ* hier, die mir erklären wollte, dass wir nur Monokulturen hätten und nur Raps produzieren würden. Da sind wir ins Auto gestiegen, auf den höchsten Berg gefahren, 148 Meter hoch, mitten im Juni. Und dann haben wir über unsere Flächen, 15 Hektar Flächen, geschaut. Ich fragte sie direkt, ob hier wirklich alles gelb sei. Dann habe ich ihr die Fruchtfolge erklärt, habe ihr etwas über das Dorf erzählt, über die Leute, die Mitarbeiter. Über die Kulturen, die wir anbauen, wo die hingehen, was wir tun. Wie wir da auf dem Kreuzberg standen, ja, das ist schon ein bisschen Romantik.

In dem besagten Interview der *FAZ* sagten Sie auch: »Man muss die Gier auf den einen, den astronomischen Preis zu warten, unter Kontrolle haben«. Wie

wichtig ist Ihnen Geld?

Geld ist schon wichtig. Es ist nicht alles, Gesundheit ist alles. Aber als Chef sollte ich den Gewinn schon so maximal wie möglich abliefern. Der Spruch mit der Gier kam daher, dass wir heute schon die Ware verkaufen können, die wir noch nicht geerntet, noch nicht einmal gesät haben! Zu jeder Stunde des Jahres kann man für 18 Monate seine Ware verkaufen. Auf dem Ticker habe ich immer die Entwicklung der Preise verfügbar. Ich habe zum Beispiel voriges Jahr 203 Euro pro Tonne Weizen bekommen, das ist ein Top-Preis. Aber zu diesem Preis habe ich eben nur 2.000 meiner 12.000 Tonnen Weizen verkauft. Wieso? Weil ich eben dachte, vielleicht werden es doch noch mehr. Letztendlich habe ich im Schnitt nur 187 Euro pro Tonne bekommen, was immer noch ein guter Treffer ist. Es ist also die Frage, wie gierig die Bauern sind, um den Preis zu bekommen, den sie sich vorstellen, und mit welcher Konsequenz sie sagen: »Nee, jetzt ist der richtige Moment, den schließe ich ab und dann bin ich zufrieden.« Meistens mache ich das so.

Als Landwirt jonglieren Sie mit riesigen Summen. Haben Ihnen Zahlen jemals Angst gemacht?

Ja, nach der Wende. Wir mussten eine Summe von 8,6 Millionen D-Mark auszahlen und ich habe mich gefragt, wie wir das schaffen sollen. Unsere heutige Bilanzsumme beläuft sich auf fast 15 Millionen Euro. 2000 bin ich aus dem Bioölwerk



ausgestiegen, da zeigten sich ganz andere Dimensionen: Wir hatten 228 Millionen Euro Umsatz. Zum Glück hatte ich aber immer Zeit, mich daran zu gewöhnen.

Wenn wir schon beim Thema Angst sind: Wie sehr beeinflusst Sie das Wetter?

Manchmal kann ich deshalb schon mürrisch werden, ja. Aber man muss es über sich ergehen lassen. Ich tue alles, um die Pflanzen dahin zu bringen, wo sie stehen sollen. Man macht bekanntlich immer alles für den Höchstertrag, es sei denn, man baut biologisch an. Das Wetter spielt immer eine große Rolle, in der Bilanz bedeutet das plus oder minus 500.000 Euro! Das ist schon bezeichnend.



Nehmen Sie Probleme und Stress mit nach Hause oder können Sie leicht abschalten?

Manche Sachen nehme ich natürlich mit nach Hause. Besonders in der Anfangszeit, als ich mit den damals noch 500 Leuten Verträge und Auszahlungsvereinbarungen schließen musste, ging mir einiges im Kopf herum. Also das »alte sozialistische Erbe«, sage ich mal ganz vorsichtig. Wir wollten alles gerecht machen, das war nicht einfach. Manche haben 500 bis 1.000 Euro bekommen,

manche 20.000 bis 40.000 Euro. Aber: Wir waren nie vor Gericht. Wir haben die Fälle hart erfochten und öfters gab es einen Rechtsanwalt, der den Betreffenden begleitet hat. Aber es ist immer ohne Gerichtsverhandlung abgelaufen, und immer im Konsens. Viele konnten in den Frühruhestand gehen, wir haben Abfindungen gezahlt. Heute sind wir noch 75 Mitarbeiter.

In einem Spiegel-Interview sagten Sie einmal, dass Sie und Ihre Firma es durch Enthusiasmus und Ellenbogen-Breitmachen soweit geschafft haben. Wurzelt darin auch Ihre Begeisterung für die Sportart Handball?

(Lacht) Der Vergleich ist gut! Mit den Ellenbogen meine ich, dass ich nie etwas kampfflos freigegeben habe. Aber in Sachen Handball: Im Kreis zu stehen ist natürlich schon eine Aufgabe. Aber Sie werden nie über mich geschrieben finden, dass ich handgreiflich wurde. Wobei man sich manchmal gewaltig im Griff haben muss *(lacht)*. Während des Studiums habe ich Volleyball in der Bezirksliga gespielt. 1984 war Schluss, aus beruflichen und privaten Gründen: Meine Frau und ich wollten ein Haus bauen, eine Familie gründen. Dazu kam die Arbeit, auch an den Wochenenden, ich musste mich für eine Seite entscheiden, das war in dem Fall nicht der Sport. Zwischendurch war ich dann Vizepräsident vom SC Magdeburg, heute sind wir noch Sponsor vom Club und manchmal spielen wir auch für den guten Zweck.

Jeder spricht von Fachkräftemangel, gerade in den neuen Bundesländern. Wie sehr spüren Sie das?

Also was das angeht, habe ich immer zwei Jacken an. Fachkräftemangel, ja sicher, das lässt sich belegen mit all den statistischen Zahlen. Aber es gibt eben auch viele, die ausbilden könnten, es aber nicht tun. Wir bilden in vier Berufen aus: Groß- und Außenhandelskaufleute, Köche, Landmaschinenmechatroniker und Landwirte. Ich denke mir: Ein, zwei Lehrlinge, das kann jeder Betrieb leisten und je nach Betriebsgröße kann auch jeder dafür sorgen, dass er seine Fachkräfte selbst ausbildet. Zurzeit haben wir 13 Lehrlinge.

In Ihrem Imagefilm werden all die verschiedenen Bereiche Ihres Unternehmens gezeigt: der eigentliche landwirtschaftliche Betrieb, Viehhaltung, die Kantine. Sind Sie multitalentiert, ein Tausendsassa?

Wenn es darum geht, Bereiche weiterzuentwickeln, dann ja. Man braucht vor allem vertrauensvolle Leute, ein super Team. Nicht geklappt hat es bei unserer Spedition, die habe ich verkauft, genauso die Kiesgrube *Bördesand*. Ich bin der, der die Projekte entwickelt und immer ein bisschen weiterdenkt. Und dann brauche ich Meister und Arbeitsgruppenleiter, auf die ich mich verlassen kann, auch wenn ich unterwegs bin, die mir zu Hause die Treue schwören und die wirklich was drauf haben. *Bördegrün* bin nicht nur ich, das ist natürlich meine ganze Firma.

Vista.schon?

Ronald Westphal, Jahrgang 1959, gehört als Geschäftsführer der *Agro Bördegrün* zu den einflussreichsten Großbauern Sachsen-Anhalts. Er formte die sozialistische Produktionsgenossenschaft nach der Wende zu einem erfolgreichen Großunternehmen. Westphal ist verheiratet und hat zwei Töchter. Er lebt in Alt-Olvenstedt und engagiert sich für die Region, unter anderem als Präsident des Handballclubs *SC Magdeburg*.



Jan Kubon

»Es gibt außer Magdeburg nur einen Platz, an dem ich sein möchte.«

Wenn sich Jan Kubon mal zur Ruhe setzen will, dann in einem Strandstuhl an der südenglischen Küste in Cornwall, aber soweit ist es noch lange nicht. Der bei *MDR Figaro* tätige Autor ist aus Magdeburg nicht mehr wegzudenken. Nicht nur seine *Magdeburger Songtage* faszinieren, auch seine Kunstaustellung fand viel Anklang in der Stadt. *Inter.Vista* sprach mit dem tätowierten Sänger und fand unter anderem heraus, warum er neben Musik und Fotografie auch ein Talent für die Malerei hat.

Interview und Fotos: Antonia Baewert

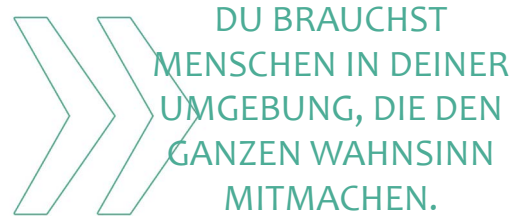
Die Magdeburger Songtage hatten 2015 ihr zehnjähriges Jubiläum. Wie bist Du darauf gekommen?

Ich mache seit 1990 freiwillig Kulturarbeit in Magdeburg. Ich gehe gerne zu Konzerten und höre mir Musik an. Ich bin Gründungsmitglied des *Podiums Aller Kleinen Künste*, das seit 25 Jahren Kunst und Kleinkunst in Magdeburg organisiert. Diesen Verein betreibt die *Feuerwache*. Dann kam uns die Idee, gebündelt im März und April eine Konzertreihe zu starten und so bekam unser Event einen Namen: *Magdeburger Songtage*. Es geht eben hauptsächlich um Songs. Ich habe das mit Nadja Gröschner von der *Feuerwache* zusammen gemacht, aber die künstlerisch gestaltende Idee ist von mir und mittlerweile gibt es seit gut sechs Jahren einen Verein, der die *Magdeburger Songtage* betreut. Das sind auch alles irgendwelche »Musiknerds«, die aber nicht zwingend beruflich etwas mit dem Musikgeschäft zu tun haben. Was uns eint ist der Wille, dieser Stadt immer im Frühjahr ein Highlight zu bieten und das machen wir jetzt seit über zehn Jahren.

Nach welchen Kriterien sucht ihr eure Musiker aus?

Es kann nicht jeder mitmachen. Anders als viele andere Festivals orientieren wir uns nicht an einem Massengeschmack. Unser Ziel sind nicht hohe Besucherzahlen, sondern besondere, kleine, feine und sensible Momente in dieser Stadt zu schaffen. In erster Linie müssen uns, das heißt den Veranstalter und dem Verein, die Künstler gefallen. Sie müssen etwas Besonderes an sich haben und Geschichten erzählen können. Unsere Konzerte sind nicht der Mainstream. Für 2011 hatten wir einen

Künstler namens Jaspar Libuda, er spielt Cinematic Bass Music und ist ein Kontrabassist, der nur mit seinem Instrument verrückte Sounds macht. Natürlich haben wir auch Künstler, die wir immer wieder gerne einladen. Ein tolles Beispiel dafür ist Tom Lüneburger, ein Künstler, der uns ans Herz wuchs und mit dem wir freundschaftlich verbunden sind.



Im Interview mit der Zeitschrift *Dates* sagtest Du: »Wir haben uns eine eigene Nische geschaffen, die der kleinen Form, der kleinen Kunst, aber eben fein mit Liebe gemacht.« Kann man noch von einer Nische sprechen?

Ja, es ist eine etablierte Nische. Wir haben nie den Anspruch, möglichst viele Menschen zu erreichen. Das hat etwas damit zu tun, dass die Art von Kunst, die wir anbieten, dafür nicht angetan ist, jedes Wochenende im Sommer 500 bis 600 Leute zum Tanzen zu bringen. Unsere Nische ist, dass wir uns besondere Orte suchen, wo wir Künstler unter außergewöhnlichen Bedingungen auftreten lassen. Das machen viele Leute, aber keiner so gut wie die *Magdeburger Songtage*. Letztes Jahr hatten wir die Idee der *Meisterlichen Konzerte*, wo wir uns Handwerksbetriebe suchten, die für die Öffentlichkeit normalerweise verschlossen sind.

Findest Du die Magdeburger Musikszene klein? Fühlst Du Dich eingengt?

Ich finde Magdeburg großartig und Magdeburgs Musikszene ist nicht klein. Man muss nur mal genauer hinsehen. Offensichtlich entwickelt sich Magdeburg gerade in eine Richtung, wo harte Musik gemacht wird. Es ist immer ein gutes Ventil für eine Arbeiterstadt, da kann die Musik ein bisschen lauter sein. Es gibt auch die Wohnzimmerkonzerte, dort spielen viele Bands in der Stadt.

Prägten Deine Eltern Deinen Faible für die Musik?

Sagen wir es mal so: Sie haben es immer ertragen. Meine Eltern sind keine Musiker. Mein Vater ist Bauingenieur und meine Mutter Gymnasiallehrerin. Von meiner Oma erfuhr ich, dass mein Urgroßvater Mundharmonika spielte. Vielleicht kommen daher meine musikalischen Gene. Auch mein Bruder ist hochgradig musikalisch und, wie ich finde, einer der besten Bassisten dieser Stadt in der Rockabilly-Instrumental-Szene. Wir haben schon viele Platten zusammen aufgenommen und im Moment wollen wir wieder etwas mit der *Big Belly Blues Band* machen.

Hast Du ein musikalisches Vorbild?

Ich habe Musikstile, die mir persönlich sehr wichtig sind und die mich emotional ergreifen. Ich möchte aber immer erst einmal klingen wie Jan Kubon. Ich mag grundsätzlich Holzgitarren, ich mag dieses Melancholische, dieses Bittersüße und ich mag etwas tiefere Stimmen, bei Frauen wie bei Männern.

Woher kommt Deine Leidenschaft für Blues?

Habe ich überhaupt eine Leidenschaft für Blues? Ja, natürlich. Das hängt mit meiner DDR-Musiksozialisation zusammen.

Verfügbar war dort im weitesten Sinne Blues, weil er systemkonform war. Aber wir haben im Osten alles gehört, was irgendwie englisch, amerikanisch oder subversiv klang. Wir hörten alles, was nicht nach Frank Schöbel und *Ein Kessel Buntes* klang. Das heißt viel ostdeutschen Punk, Oi!- und Skinhead-Musik. Blues war mir jedoch immer sehr wichtig. Ich mochte immer das sehr Einfache, das leicht zu Produzierende. Du konntest mit drei Akkorden den *Mannish Boy* spielen und alle waren glücklich am Lagerfeuer.

Musik machen, bedeutet das für Dich eine Art Freiheit, einen Ausgleich zum Job?

Ja, auf alle Fälle. Ich konnte mal ganz gut von meiner Musik leben, doch in der heutigen Zeit ist Musik kostenlos verfügbar im Internet und die Leute wollen nichts mehr für Konzertkarten, CDs oder Tonträger bezahlen. Es ist schwer geworden, von Musik zu leben. Für mich ist es mehr als ein Ausgleich. Es ist ein Versuch, die Welt zu verstehen und zu erklären. Wenn ich mit meiner Holzgitarre dasitze und überlege, was heute so passiert ist, dann entsteht schon mal ein Song. Ich gehe nicht joggen, ich spiele stundenlang Musik, um mich auszugleichen.

Hast Du als alter Hase im Geschäft noch Lampenfieber?

Ja, das ist eine Frage des Respekts. Lampenfieber ist ein Zeichen dafür, dass man die Leute respektiert, die gekommen sind und dafür bezahlt haben. Früher gab es Rituale in der Band und meine Kollegen wussten, dass sie mich eine halbe Stunde vor dem Konzert nicht ansprechen durften. Manchmal war das so: »Boah, ich kotze mir einen und kann nicht klar denken.« Heute ist es nicht mehr so.



Welche Rituale vollziehst Du heute noch?

Heute wechsele ich vor jedem Auftritt meine Socken oder ich putze mir die Zähne. Es ist wichtig, dass man mit sauberen Füßen auf der Bühne steht. So hat man eine bessere Connection zur Erde (*lacht*). Naja, stell dir mal vor, du fällst auf der Bühne um und die tragen dich runter, und du hast dreckige Füße oder kaputte Socken an. Zähne putzen ist auch so ein Ding für mich, man konzentriert sich kurz und dann geht es los. Lampenfieber ist schon toll. Du merkst, dass dir das alles etwas bedeutet. Da wird

mir auch jeder Musiker Recht geben. Jeder, der das bloß als Job macht, kann eigentlich aufhören.

Du arbeitest bei *MDR Figaro* als Autor. Gab es bei Deinen Reportagen Begegnungen, die Dich geprägt haben?

Alles, was ich mir ansehe, interessiert mich auch. Sei es die letzte Wassermühle an der Unstrut, der einzige Whiskeybrenner in Zeitz, Leute, die verrückte Klangexperimente machen oder Typen, die Schlösser zu Tonstudios ausbauen. Das große Privileg als Journalist ist, dass ich Sachen kennenlerne und die Möglichkeit habe, anderen Leuten davon zu erzählen. Geprägt hat mich meine Praktikumszeit bei *MDR Figaro*. Ich fand es sehr beeindruckend, wie viele kluge Menschen auf einem Haufen sitzen, sich ein tolles Programm ausdenken und so viele Themen unter den kulturellen Aspekt stellen.

Warum malt denn ein Typ, der eigentlich fotografiert und im Musik- und Hörfunkbereich tätig ist?

Ich male, weil ich Kunsterziehung an der Humboldt-Universität zu Berlin studiert habe und zu DDR-Zeiten Mitglied der Förderklasse der Burg Giebichenstein war. Ich wollte Zeichenlehrer in Mecklenburg-Vorpommern werden, mit einer Klasse von zehn Kindern am Meer sitzen und malen und zwar von meinem 25. bis zu meinem 65. Lebensjahr. Das hat nicht geklappt. Dann kam die Wende, aber diese Leidenschaft zum Malen ließ mich nie wirklich los. Auf allen meinen Reisen, ob in Frankreich, Großbritannien, Griechenland oder Malta, habe ich meinen Skizzenblock dabei und zeichne. Irgendwann merkte ich, dass das

ganz gut klappt und daraufhin habe ich die Ausstellung *The Land and the Sea* in Magdeburg gemacht.

Wie vereinst Du die Arbeit, Deine Musik und Dein Leben als Familienvater?

Ein straffes Zeitmanagement ist die eine Sache, der Wunsch und der Wille, all das zu tun, ist die andere. Du brauchst Menschen in deiner Umgebung, die den ganzen Wahnsinn mitmachen und musst diesen Menschen etwas zurückgeben. Das ist bei solchen Egomaneen wie mir sehr schwierig. Man muss sich selbst daran erinnern, dass wir eigentlich den ganzen Scheiß nur machen können, weil wir Leute haben, die uns den Rücken freihalten.



Du siehst durch Deine Tattoos aus wie ein waschechter Rocker. Haben Deine Tattoos besondere Bedeutungen für Dich?

Natürlich, jedes meiner Tattoos hat eine Bedeutung für mich. Das Tattoo am Unterarm kommt durch meine Affinität zum Meer. Mir hat einmal eine schlaue Frau gesagt, dass das ein Bild dafür sei, Kurs zu halten im Leben. Es ist ja alles ganz schön kompliziert im Leben, oder? Man muss nach links und rechts schauen, es kommen irgendwelche Umwege. Kurs halten ist die Bedeutung des Tattoos. Für meinen Sohn habe ich Glückssymbole wie eine Schwalbe, eine Lucky Seven, irgendwelche Drachen für Kraft, alte Männer für Weisheit und Pflanzen für Vitalität und Lebensfreude. Es hat also

alles einen Sinn, aber ich zeige die Tattoos nicht jedem. Das mit dem Unterarm hat sich so ergeben, es war nichts mehr frei an anderen Stellen.

Was sind Deine Projekte für die Zukunft?

Ich habe jetzt angefangen, mir die Siebdrucktechnik beizubringen und vielleicht wird das ja die nächste Ausstellung. Ich werde auch weiterhin Landschaften malen. Musikalisch weiß man ja nie, was kommt. Ich habe jetzt mit meinem Pianisten ein Konzert aufgenommen, das könnte eine neue Platte werden. Vielleicht wird aber auch unser neues Songbook-Projekt *The Land and the Sea* unsere neue Platte, wo wir Songs von Freunden aufnehmen. Ich weiß es nicht und mache mir da aber auch keinen Stress. Irgendwann wird es eine neue Platte geben und darauf freue ich mich. Wichtig ist mir, dass ich meine Songs live öfter spiele. Insofern geht es mir gerade richtig gut.

Vista.schon?

Jan Kubon, Jahrgang 1971, hat zunächst Kunsterziehung an der Humboldt-Universität zu Berlin studiert. Danach studierte er Journalismus an der Hochschule Magdeburg-Stendal. Heute ist er Autor beim *MDR Figaro* und Mitbegründer der *Magdeburger Songtage*. Er bereichert nicht nur durch seine Musik, sondern auch durch seine Kunst das Magdeburger Kulturleben. Die von ihm initiierten Songtage werden 2016 ein Jahr pausieren. Dafür gibt es Konzertempfehlungen.



Uta Linde

»Ich gehöre in die Stadt.«

Im Magdeburger Stadtteil Buckau wird ein altes Industriegelände in ein Sport-, Kunst- und Kulturzentrum, das *werk4*, verwandelt. Uta Linde ist hier nicht nur Geschäftsführerin und Visionärin. In Outdoor-Klamotte packt sie selbst mit an, jätet Probleme dort, wo sie aufkeimen und vereint ruhiges Auftreten mit blitzschnellen Gedankensprüngen. Sie hat einen Faible für Industrieromantik, Eisenbahnen und die Hubbrücke. Für ihre Wahlheimat Magdeburg bringt die Erlebnispädagogin Subkulturen und urbane Kleinkunst zusammen.


Interview und Fotos: Miriam Bade

Hier auf dem Gelände des *werk4* hört man es überall klappern und rasseln. Gruselt Du Dich, wenn es dunkel wird?

Ja, wenn ich ganz allein hier bin, dann traue ich mich nicht überall hin. Zum Beispiel hinten in die große Halle, da klappert es nicht nur, da wackeln Glasscheiben, da knirscht es, man hat das Gefühl, es läuft jemand durch die Halle. Jeden Ton kann man hören, weil es so sehr hallt. Das ist faszinierend!

Wenn wir Deinen Terminkalender aufschlagen würden, welche Termine wären darin zu finden?

Natürlich jetzt gerade das Interview. Ansonsten habe ich nachher ein Treffen mit zwei Freundinnen, die hier auf dem *werk4*-Gelände ein Büro für einen Verlag eröffnen wollen. Und heute Abend dann Arbeitseinsatz auf dem Gelände: Stände abbauen und Müll wegräumen.



**SOBALD WIR UNS
TRAUEN, EINEN SCHRITT
AUS UNSERER
HOBBIT-HÖHLE ZU
GEHEN, GIBT ES NEUE
IMPULSE.**

Wenn man Dich bei Google sucht, findet man viele Begriffe, die Dich beschreiben: Erlebnispädagogin, Jugendreferentin, Klettertrainerin, Geschäftsführerin. Hast Du einen Begriff gefunden, der all Deine Tätigkeiten zu einen Beruf zusammenfasst?

Früher habe ich gesagt, ich bin eine Wald-, Wiesen- und Stadtläuferin. Aber tatsächlich

habe ich noch keinen richtigen Begriff für mich. Vielleicht auch Stadtpflanze. Mein Nachname Linde steht schon dafür, dass ich mich verpflanzt habe, aber nicht klassisch in die Natur, denn ich gehöre in die Stadt. Deshalb: Stadtpflanze.

Wann hast Du Dich dazu entschieden, so frei und vielfältig zu arbeiten, wie Du es heute tust?

Dafür gibt es keinen konkreten Zeitpunkt. Ich fing während meines Sozialpädagogik-Studiums mit dem Klettern an und wollte Pädagogik und Klettern miteinander verbinden. Dann fand ich dieses faszinierende Gelände. Ich traf Künstler, die mich auch faszinierten und jetzt versuche ich, alles miteinander zu verbinden. Vielleicht sieht es so aus, als würden ganz viele Tätigkeiten nebeneinander laufen, aber eigentlich arbeite ich schwerpunktmäßig mit Menschen, beim Klettern genauso wie auf dem Werksgelände.

Als DAV-Klettertrainerin bringst du Kindern das Klettern bei. Was lösen die Höhe und das Hängen am Seil bei den Kindern aus?

Das ist sehr unterschiedlich. Einige wollen direkt loslegen, andere wiederum haben Angst. Die Angst ist beim Klettersport immer ein Thema und ich bin eher eine Verfechterin davon, es dem Kind zuzugestehen, wenn es sich unwohl fühlt. Wenn Leute unten stehen und meinen, das sei einfach, das Kind solle sich nicht so haben, sehe ich das problematisch. Die meisten haben aber tatsächlich Spaß, wenn sie in Aktion sind. Der Sicherung und dem Material zu vertrauen kostet anfangs einige Überwindung, aber wenn die Kinder merken,



dass alles hält, trauen sie sich auch Stück für Stück weiter. Oben anzukommen ist ein tolles Gefühl, ein Erfolgserlebnis.

Arbeitest Du lieber mit Kindern als mit Erwachsenen?

Aus dem Bauch heraus würde ich ja sagen. Manchmal habe ich das Gefühl, dass Kinder im Klettersport verantwortungsvoller miteinander umgehen. Viele Erwachsene, bei denen das Klettern zur Routine wurde, sind leichtsinniger und vergessen, den Fokus bewusst auf die Verantwortung zu legen. Natürlich tun sie das unbewusst, die Routine ist ja da. Ein Risikobewusstsein bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen zu vermitteln, darum geht ganz essenziell.

Was hebt die Erlebnispädagogik von Vergnügungs- oder Kletterparks ab?

Tatsächlich ist der Hauptkritikpunkt an der Erlebnispädagogik, dass wir nichts anderes tun als Erlebnisanimation. Allerdings versuchen wir, die Menschen dabei pädagogisch zu begleiten und nachzufragen, was

bestimmte Übungen und Erlebnisse auslösen und welche Erfahrungen daraus entstehen. Danach wird im Freizeitpark oder im Kletterwald natürlich nicht gefragt. Bei uns geht es darum, sich selbst kennenzulernen. Sich auszuprobieren mit der Gewissheit, dass da jemand ist, der einschätzen kann, wann die Grenze erreicht ist.

Für wie wichtig hältst Du es, ständig die eigenen Grenzen auszutesten und zu erweitern?

Ohne Grenzen auszutesten oder neue Herausforderungen im Leben bleibt der Mensch in seinem Ist-Zustand. Er verharrt, wenn er nicht sogar einen Rückschritt macht. Sobald wir uns trauen, einen Schritt aus unserer Hobbit-Höhle zu gehen, gibt es neue Impulse. Ich lerne mehr von mir, lerne andere Menschen und andere Welten kennen. Der Klettersport überträgt sich direkt ins Alltagsleben.

Das Projekt *werk4* hast Du nicht allein begonnen. Ihr wart zu viert.

Das sind wir immer noch. Vier, die dieses Projekt schaffen und reißen. Wir ergänzen uns sehr gut in unseren Tätigkeiten. Da ist der Tischler, die Organisatorin, der Sportler und der Kletterer. Das macht die Symbiose perfekt.

Fühlst Du Dich von der Stadt Magdeburg in Eurem Vorhaben unterstützt?

Viele Ämter unterstützen uns, zum Beispiel das Stadtplanungsamt. Dort arbeiten tolle Menschen, die uns sogar anrufen, wenn es einen neuen Fördertopf gibt, der zu unserem Gelände passt. Es gibt aber auch die Ämterstrukturen, die eher darauf schauen, dass alles nach den Richtlinien und Normen abläuft. Auf so einem wachsenden Gelände sind Anforderungen oft nicht so schnell umsetzbar. Es ist schwierig zu erklären, warum der Prozess bei uns manchmal langsamer abläuft. Wir haben sehr viel Ehrenamtliche auf dem Gelände, das funktioniert nicht so professionell wie bei einem Immobilienmakler. Manchmal habe ich das Gefühl, dass uns Steine in den Weg gelegt werden und dass man uns dieses Projekt nicht zutraut. Es geht dann nur um das Abarbeiten von Fristen und Anfragen. Auf das Konkrete, den Ausbau der Kletterhalle, kann man sich gar nicht konzentrieren, weil das Drumherum zuerst gemacht und gelöst werden muss.

Wie schwierig war es für Dich, Durchblick bei all diesen Ämtern, Formularen und Richtlinien zu bekommen?

Ganz ehrlich, ich finde es bis jetzt nicht schwer. Wir haben einfach angefangen und dann kamen natürlich die Fragen von der Stadt. Man setzt sich mit dem Problem auseinander und sucht nach einer Lösung.

Und dann kommt das nächste und das nächste. Das ist nicht so schwer. Es macht auch Spaß, sich mit Baumaterialien auseinanderzusetzen, oder auch mit Künstlern, Kunstformen und Sportformen. Das ist super spannend.



Zu tun gibt es wahrscheinlich immer etwas. Wann nimmst Du Dir Zeit für Dich?

Gerade vor unserem Interview hatte ich 20 Minuten Zeit. Ich bin in ein nahe gelegenes Café gegangen, habe einen Kaffee getrunken und nichts gemacht. Nicht telefoniert, keine Arbeitsgespräche geführt, nichts aufgeschrieben, sondern einfach vor mich hingeträumt. Ansonsten verreise ich mindestens zwei Mal im Jahr: Ein großer Urlaub, der drei bis vier Wochen geht, und ein kleinerer. Meinen letzten Urlaub habe ich in Vietnam verbracht. Davor war ich in Athen, in Montenegro und in Armenien. Ich reise in die Länder, die mich ansprechen, auf die ich Lust habe.

Reist Du mit Rucksack oder buchst Du All-Inclusive im Hotel?

Ich bin eher die Rucksack-Tante. In Armenien ist die Infrastruktur für Rucksacktouristen so wenig ausgebaut, dass man auf dem Land normalerweise bei Leuten schläft, die einem ein Zimmer anbieten. Vieles läuft über die Menschen, das macht total Spaß! Man ist häufig mit öffentlichen

Verkehrsmitteln unterwegs. Dort erlebt man Abenteuer, wie in überfüllten Bussen über Bergpässe zu fahren. Das ist toll.

Zurück zum *werk4*: Ist dieses Zentrum das erste seiner Art in Magdeburg?

Wir sind die Ersten mit unserem Versuch, Sportler und Künstler zu vereinen. Es gibt kleinere Zentren, wie zum Beispiel den *Knast*, die versuchen, ähnliche Themen und Zielgruppen anzusprechen. Aber ich glaube, in der Größe ist es das Erste.

Wie sehr braucht Magdeburg das *werk4*?

Ich finde nicht nur Magdeburg, sondern auch Sachsen-Anhalt braucht es langfristig gesehen als Vorzeige-Projekt. Wir zeigen damit, wie man alte Industriegelände wiederbeleben kann, sodass sich Vereine, Künstler und auch alternative Menschen mit unterschiedlichen Wertvorstellungen austauschen und treffen können. Ganz normale Menschen und Jugendliche können gemeinsam so etwas schaffen, ohne dass dahinter eine große Organisation steht.

Noch ist die große Halle, die mal eine Kletterhalle werden soll, eine alte Industriearchitektur. Wie sieht Eure Zeitplanung für den Ausbau aus?

Die Frage kommt von ganz vielen. Unser Ziel ist es, 2016 mit dem Bau zu beginnen. Der große Traum wäre dann die Eröffnung im Jahr 2017. Wir machen keinen Neubau, sondern sanieren ein altes Industriebauwerk, da kann es Probleme geben, sodass es zu Bauverlängerungen kommt.

Ihr sucht auch nach Freiwilligen, die Euch beim Aus- und Umbau des Geländes helfen. Seht Ihr Möglichkeiten, gemeinsam mit

Geflüchteten, die noch keine Arbeitserlaubnis haben, hier auf dem Gelände zu arbeiten?

Die Möglichkeit sehen wir schon! Wir hatten Flüchtlinge auch zu unserem Weihnachtsmarkt eingeladen, sodass sie ihre eigenen Stände machen können, zum Beispiel mit Essen. Diese Einladung wurde jedoch nicht so gut angenommen. Im Nachhinein überlegten wir auch, ob wir unsere Ansprache ändern können, damit sie sich trauen. Beim *werk4* geht es darum, unterschiedliche Subkulturen miteinander zu vereinen, städtische Subkulturen. Flüchtlinge und ihre Kultur hier mit einzubinden, finde ich super. Zwei oder drei hatten wir schon hier, die öfters ehrenamtlich auf dem Gelände halfen. Wir sammeln gerade auch alte Fahrradrahmen, die wir für die Flüchtlinge wieder aufbauen wollen. Auf dem »Werknachtsmarkt«, unserem Weihnachtsmarkt, hatten wir einen Stand, an dem für Flüchtlinge Fahrräder zusammengesraubt wurden. Seitdem bekomme ich öfters E-Mails von Menschen, die ihre alten Fahrräder bei uns abgeben wollen. Das ist natürlich super.

Gemeinsam mit der Jugendherberge Magdeburg bietest Du interaktive Stadtführungen für Schulklassen und andere Gruppen an. Du kennst Dich hier sehr gut aus, obwohl Du in Gardelegen in der Altmark aufgewachsen bist. Wie hast Du diese Stadt so gut kennengelernt?

Durch die vielen Netzwerke und das vielfältige Handeln passiert das nebenbei. Ich kann von mir behaupten, einen sehr guten Orientierungssinn zu haben. 2005 oder 2006 fing ich richtig an, mich mit der Magdeburger Geschichte zu beschäftigen. Da machte ich eine Ausbildung zur Jugendgästeführerin



für Touristen und lernte in ganz Sachsen-Anhalt historische Plätze kennen.

Gibt es einen Lieblingsplatz für Dich in Magdeburg?

Ich mag die Hubbrücke sehr. Während meiner Studienzeit setzte ich mich häufig auf der Seite des Rotehornparks auf eine Mauer und schaute auf die Elbe. Ab und zu mache ich das immer noch. Aber ich bin gerne auf dem *werk4* und genieße die Ruhe auf der Rampe. Sonntags hier den Sonnenuntergang anzusehen, ist für mich mit das Beste, obwohl man nur Eisenbahnen sieht. Ich finde das irgendwie schön.



Ist Magdeburg Deine Heimat geworden?

Ja. Es ist schwierig, ein Bauchgefühl zu erklären. Wie soll man Heimat definieren? Wohlfühlen könnte ich es nennen. Ich mag die Menschen hier, die Freunde, meine Arbeit. Ich finde, die Stadt ist interessant in ihren Gegensätzen. Eine bizarre Schönheit. Es gibt viele Städte mit einem schönen Altstadt kern. Städte wie Leipzig haben diesen Messecharakter und eine schöne Innenstadt, rechts und links davon sind die verschiedenen Stadtteile. Magdeburg ist eine langgezogene Stadt, wo man punktuell Schönheiten findet. Und trotzdem ergibt das irgendwie ein Gesamtbild.

Magdeburg hat sich als »Zukunftsstadt« beworben. Dabei geht es darum, wie die

Stadt 2030, also in 14 oder 15 Jahren, aussehen wird. Was wünschst Du Dir für Magdeburg?

Einer meiner Träume ist, dass Magdeburg eine der wenigen Städte Deutschlands oder sogar weltweit wird, in der Gentrifizierung und Segregationsprozesse nicht in dem Maße stattfinden, wie in anderen Städten der Welt. Oft eignen sich die Alternativen, wie auch hier in Buckau, ihren Raum an. Und werden die Künstler dann sesshaft, so sind sie irgendwann durch die erhöhten Mietpreise dazu gezwungen, weiterzuziehen. Es ist immer das gleiche Spiel. Randgruppen werden nach außen gedrückt. Mein Wunsch ist, dass in Magdeburg ein soziales Miteinander möglich ist. Ich sehe tatsächlich eine Chance, weil Magdeburg nicht zu groß und nicht zu klein ist. Für den Titel »Zukunftsstadt 2030« könnte das ein schönes Motto sein.

Vista.schon?

Uta Linde wurde 1980 in Gardelegen geboren. Für ihr Sozialpädagogik-Studium zog sie nach Magdeburg und verbindet seitdem ihr Hobby Klettern mit Pädagogik, urbaner Kunst und Subkultur. Mit dem Kauf des ehemaligen VEB Sauerstoff- und Acetylenwerks in Magdeburg-Buckau nahm sie gemeinsam mit drei Mitstreitern den Umbau zum *werk4* in Angriff, das größte alternative Kultur-, Kunst-, Handwerks- und Sportzentrum Sachsens-Anhalts.

Die *Inter.Vista*-Redaktion.





Impressum

Gesamtredaktion und Produktionsleitung:

Dr. Uwe Breitenborn, Arlette Krickau

Redaktion und Autoren dieser Ausgabe:

Maria Bachmann, Miriam Bade,
Antonia Baewert, Lisa Eckert,
Rosanna Fanni, Sarah Götz,
Katerine Janietz, Alena Kammer,
Corinne Plaga, Frederike Steemann,
Judith Wegener, Jörn Zahlmann

Bildbearbeitung | Satz | Layout:

Miriam Bade, Lisa Eckert,
Alena Kammer, Katerine Janietz

Covergestaltung: Lisa Eckert

Lektorat: Rosanna Fanni, Miriam Bade

Online publiziert auf www.issuu.com
Inter.Vista Nr. 1 | April 2016
Redaktionsschluss März 2016

Ein Projekt von Studentinnen und
Studenten des BA Journalismus.
FB Soziale Arbeit, Gesundheit und Medien
Hochschule Magdeburg-Stendal
Breitscheidstraße 2 | 39114 Magdeburg
www.hs-magdeburg.de

Projektleitung: Dr. Uwe Breitenborn

